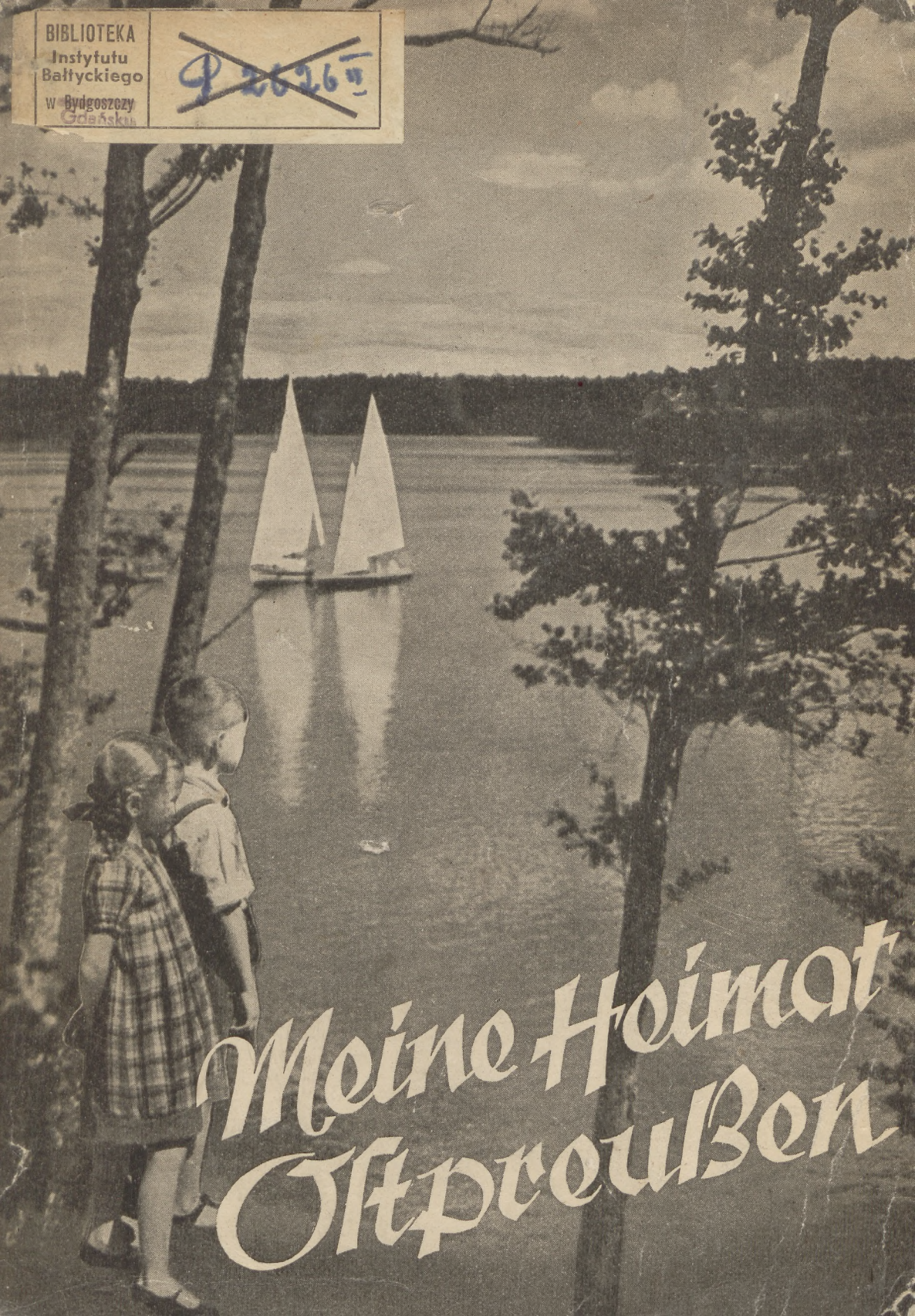


BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy
Gdańsku

~~P 26267~~



Meine Heimat
Ostpreußen



1102735 571123

umet ob en nuysoqvw illi

Meine Heimat Ostpreußen

Heimatkunde
für die ostpreußischen Volksschulen

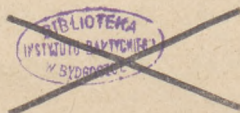
von

Max Bialluch / Hermann Galbach / Fritz Kunkel
Adolf Lissinna / Karl Podusal / Max Scharlibbe

Pädagogische Verlagsgemeinschaft Ostpreußen G. m. b. H.
Sturm-Verlag / Ferdinand Hirt, Königsberg (Pr)
Pädagogischer Verlag Hermann Schroedel, Halle/Saale

Nie wypożycza się do domu

II 410395



 **Biblioteka Główna**
Uniwersytetu Gdańskiego



1100545698

Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt 1939 bei der Graphischen Kunstanstalt G.m.b.H., Königsberg (Pr)

Umschlagentwurf Erich Henschel, Königsberg (Pr)

Umschlagbild Loerzer, Königsberg (Pr)

D 119/6/05

205

Vorwort

Ohne Heimat kein Glaube —
Ohne Heimat kein' Ehr —
Ohne Heimat kein Friede —
Ohne Heimat kein' Wehr.

Diesen Spruch fand ich auf dem Wandteller eines alten ostpreussischen Bauernhauses. Und unsere Ahnen erzählten:

Wer seine Heimat liebt, findet immer sein Glück.

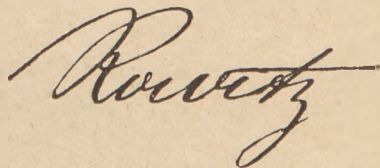
Wer seine Heimat verliert, verliert seine Seele.

Darum sollt Ihr froh durch unser Heimatland wandern, Ihr Jungen und Mädels! Schließt es in Eure Herzen, damit Ihr immer jung bleibt!

Das kleine Buch „Meine Heimat Ostpreußen“ will Euch begleiten und auf der Fahrt unterhalten.

Nehmt es mit, das neue

Fahrtenbuch der Jugend.



Gauwalter des NS.-Lehrerbundes.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Das Weichsland	11
Danzig	14
Rund um das Frische Haff	15
1. Die Stadt Elbing	15
2. Der Drausensee	17
a) Der Drausensee einst und jetzt	17
b) Vogelleben auf dem Drausensee	18
c) Bei den Fischern am Drausensee	19
3. Die Elbinger Niederung und das Marienburger Werder . . .	21
4. Die Marienburg	23
a) Was uns die Marienburg bedeutet	23
b) Wie es in der Marienburg aussieht	23
c) Zur Zeit des Deutschen Ordens in der Marienburg . . .	24
5. Die Mogathaffkampen	27
6. Die Frische Nehrung	29
a) Eine Dampferfahrt nach Kahlberg	29
b) Vom Sprottenfang in der See	30
c) Landgewinnung auf der Nehrung	31
d) Begräbnis in Narmeln	32
e) Schiff in Seenot	32
f) Die Meilenfahrten unserer Kriegsschiffe	33
7. Die Elbinger Höhe und das östliche Haffufer	33
a) Eine Dampferfahrt von Kahlberg nach Tolkemit	33
b) Mit dem Autobus über die Elbinger Höhe	35
c) Am östlichen Haffufer entlang	36
Das Oberland	36

	Seite
Königsberg	38
1. Aus Königsbergs Vergangenheit	38
2. Quer durch Königsberg	40
3. Auf der Deutschen Ostmesse	43
4. Der Königsberger Hafen	45
5. Auf dem Königsberger Flughafen	47
Das Samland	48
1. Eine Fahrt durch den Königsberger Seekanal nach Pillau	48
2. Ein Ausflug nach Cranz	50
3. Eine Wanderung am Samlandstrand	52
4. Vom Bernstein	53
5. Am Galtgarben	55
6. Der Bronzeschmied im Samland	57
7. Auf dem Wikingerfriedhof bei Wiskiauten	59
8. Die Schlacht bei Rudau	61
Die Kurische Nehrung	62
1. Eine Fahrt über das Kurische Haff nach Rossitten	62
2. Die Dünen der Kurischen Nehrung	63
3. Ein Besuch der Vogelwarte Rossitten	66
4. „Krajebieter“	67
Zwischen Mauersee und Frischem Haff	69
1. Die Schlacht bei Pr.-Enlau	69
2. Der Eisenhammer von Zinken	71
3. Pferdemarkt in Wehlau	73
4. Die Alpe abwärts	74
5. Auf der Zehlau	77
6. über den Stablaß	78
7. Auf der ostpreußischen Reichsautobahn	79
Im Land der tausend Seen	81
1. Quer durch Südostpreußen	81
2. Eiszischerei	84

3. Auf Hügeln und Höhen	85
4. Im Wald	87
5. Um ein Gotengrab	89
6. Die Preußenburg	91
7. Grenzlandschicksale	93
8. Treue Wacht	96
9. Auf einem Erbhof	98
10. Die letzte Garbe	100
Rings um die Rominter Heide	101
1. Auf dem Goldaper Berg	101
2. In der Rominter Heide	103
3. Trakehnen	106
4. Auf einem Gutshof	107
5. Wie die Salzburger nach Gumbinnen kamen	110
6. Der Kampf bei Mattischkehmen	112
Eine Fahrt durch die Elchniederung	114
1. Die Fahrt in die Haffdörfer der Memelniederung	114
2. Das Große Moosbruch	116
3. Im Elchwald	117
4. Entstehung der Elchniederung	117
5. Abschied	118
Das Memelgebiet	118
1. Auf dem Memelstrom	118
2. Eine Bahnfahrt nach Memel	121
3. Die alte deutsche See- und Handelsstadt Memel	123
4. Eisgang	125
5. Memel, die älteste deutsche Stadt auf ostpreussischem Boden	126
6. Wie die preussische Wildnis besiedelt wurde	127
7. Ein Opfer von Versailles	129
8. Verraten und geraubt	130
9. Das Memelabkommen	131
10. Unter der Fremdherrschaft	132

Bilderverzeichnis mit Quellenangaben.

- Abb. 1 Die Marienburg.
(Foto: H. v. d. Piepen, Marienburg.)
- Abb. 2 Marienwerder.
(Foto: Hilde Rahn, Elbing.)
- Abb. 3 Elbing mit Nikolaikirche.
(Foto: Verkehrsverein Marienwerder.)
- Abb. 4 Am Draußensee.
(Foto: D. R. Ehm, Elbing.)
- Abb. 5 Rohrweihe aufblockend.
(Foto: D. R. Ehm, Elbing.)
- Abb. 6 Bepflanzte Düne bei Narmeln.
(Foto: Otto Stork, Königsberg [Pr].)
- Abb. 7 Segelfliegerschule Korschenruh.
(Foto: Fritz Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 8 Bagger auf den Mogathaffkampen.
(Foto: Dr. Hürtig, Elbing.)
- Abb. 9 Siedlung auf den Mogathaffkampen.
(Foto: Dr. Hürtig, Elbing.)
- Abb. 10 Der Zugang zur Weichsel bei Kurzebrack.
(Foto: Walter Raschdorff, Königsberg [Pr].)
- Abb. 11 Ostpreußisches Vorlaubenhaus.
(Foto: Hilde Rahn, Elbing.)
- Abb. 12 Geneigte Ebene bei Canthen am Oberländischen Kanal.
(Foto: Bruno Perling, Königsberg [Pr].)
- Abb. 13 Krönungsschloß in Königsberg (Pr).
(Foto: Scherl-Bilderdienst, Berlin.)
- Abb. 14 Königsberg (Pr). Altes Speicherviertel.
(Foto: Gräfe und Unzer, Königsberg [Pr].)
- Abb. 15 Königsberg (Pr). Dominfel mit alter Universität.
(Foto: Scherl-Bilderdienst, Berlin.)

- Abb. 16 Königsberg (Pr). Im Hafen.
(Foto: Otto Stork, Königsberg [Pr].)
- Abb. 17 Königsberg (Pr). Dtmesse.
(Foto: Mehamt, Königsberg [Pr].)
- Abb. 18 Königsberg (Pr). Flughafen Devau.
(Foto: Albert Walsdorf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 19 Ostpreußenschanze auf dem Galtgarben.
(Foto: Erik Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 20 Samland. Steilküste bei Warnicken.
(Foto: Bruno Perling, Königsberg [Pr].)
- Abb. 21 Pillau. Ein Schiff vom Seedienst Ostpreußen läuft in den Hafen ein.
(Foto: Erik Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 22 Glundern werden an der See zum Trocknen aufgehängt.
(Foto: Otto Stork, Königsberg [Pr].)
- Abb. 23 Kurische Nehrung. Grenze Deutschland — Memelgebiet mit den höchsten Wanderdünen Europas.
(Foto: Dr. Krause, Kreuzingen Ostpr.)
- Abb. 24 Bernsteinwerk Palminiden.
(Foto: Erik Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 25 Eine Zehlaublämke.
(Foto: Dr. Groß, Allenstein.)
- Abb. 26 Pferdemarkt in Wehlau.
(Foto: Günther Mertins, Königsberg [Pr].)
- Abb. 27 Das Almetal bei Allenstein.
(Foto: Dr. Krause, Kreuzingen Ostpr.)
- Abb. 28 Ernte.
(Foto: E. Grün, Königsberg [Pr].)
- Abb. 29 Autobahn.
(Foto: Erich Henschel, Königsberg [Pr].)
- Abb. 30 Blick auf den Niedersee.
(Verlag Hans Andrejzen, Ortelsburg.)

- Abb. 31 Zusammenbauen der Flöße.
(Foto: Walter Raschdorff, Königsberg [Pr].)
- Abb. 32 Eisfischerei.
(Foto: Fritz Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 33 Das Tannenbergsdenkmal.
(Foto: Fritz Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 34 Die Kernsdorfer Höhen.
(Foto: Fritz Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 35 Rominten, Hirsche.
(Foto: Bruno Perling, Königsberg [Pr].)
- Abb. 36 Trakehn.
(Foto: Fritz Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 37 Elche.
(Foto: Fritz Krauskopf, Königsberg [Pr].)
- Abb. 38 Der Heldenfriedhof von Mattischkehmen
(Foto: Gräfe und Unzer, Königsberg [Pr].)
- Abb. 39 Haffdorf am Memonienstrom.
(Foto: Dr. Krause, Kreuzingen Ostpr.)
- Abb. 40 Tilsit. Königin-Luise-Brücke.
(Foto: Bilderdienst Bittner, Berlin.)
- Abb. 41 Memel. Blick auf Rathaus, Börse und Turm der Johanniskirche.
(Foto: Dr. Krause, Kreuzingen Ostpr.)

Das Weichselland.

Wenn dir dein Lehrer von der Geschichte unseres Ostens erzählt, dann ist der Weichselstrom immer dabei. An seinem Lauf haben sich einige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung germanische Menschen (Goten, Gepiden) angesiedelt. Von hier aus sind viele in einem großen Teile von Ostpreußen heimisch geworden. Die meisten von ihnen zogen dann in der Völkerwanderung nach Süden. Das weite Land bis zum Schwarzen Meer war ihnen eigen.

Im Weichseltal fing auch der Deutsche Orden an, das Preußenland wieder mit Deutschen zu besiedeln. Die gewaltige Eiche bei Thorn war der erste Wachturm in einer aus Erde und Holz schnell erbauten Burg. Es hat dann nicht lange gedauert, da gab es eine Reihe stolzer Burgen am Weichselstrom entlang: Thorn, Kulm, Schweiß, Graudenz und Marienwerder. Um die Burgen herum wuchsen reiche, deutsche Städte, bewohnt von Menschen, die aus allen Gauen des Reiches gekommen waren. Eine große Zahl von tapferen und gesunden deutschen Männern und Frauen kam damals über die Weichsel in unsere altpreußische Heimat: Ritter und Bauern, Handwerker und Kaufleute. Deutsch wurde das Land durch den deutschen Einzögling und urbar durch seiner Hände Fleiß. Hier schuf der Bauer die gewaltigen Weichseldämme (Deiche), die wertvollstes Niederungsland vor Überschwemmungen schützten. Sie stehen heute noch, und ich rate dir, einmal hinzufahren und sie dir anzusehen. Aber nimm dir einen Führer mit, denn an vielen Stellen gehört der Weichseldeich nicht mehr uns, sondern den Polen. Du weißt gewiß schon, daß das seit dem Schandvertrag von Versailles so ist. Wenn dir aber recht klar werden soll, wie unsinnig diese neue Grenzziehung ist, dann mußt du selber einmal auf den Weichseldeich gehen. Da wirst du sehen können, daß die Landesgrenze vielfach durch Bauerngrundstücke hindurch geht. Stell' dir doch einmal vor, was das bedeutet, wenn der Bauer jedesmal erst um Erlaubnis fragen muß, um auf seiner Wiese das Heu einbringen zu können oder seinen Acker pflügen zu dürfen. Man hat auseinandergerissen, was zusammengehört; nicht nur Bauerngrundstücke und Dorffluren, nein, das ganze Land um die Weichsel ist auseinandergezerrt. Wenn man etwas Lebendiges zerreißt, dann tut das weh und schmerzt. Man nennt deshalb die Weichselgrenze mit Recht eine blutende Grenze, und es ist richtig, wenn auf dem Sockel des Westpreußenkreuzes bei Weißenberg die Worte zu finden sind: Dem ungeteilten deutschen Weichselland.

Auch der Hafen von Kurzebrack (Abb. 10) mit seinem vier Meter breiten Zugang zum Weichselstrom versöhnt nicht mit der unsinnigen Grenzziehung. Er kann von den deutschen Anwohnern zu bestimmten Tagesstunden benutzt werden. In Wahrheit ist er aber nur ein Grenzübergang mit einer polnischen Fähre über den Strom.

Schauen wir jetzt einmal vom Weichseldamm aus landeinwärts. Am Deich entlang reiht sich Gehöft an Gehöft. Um den geräumigen Hof gruppieren sich Scheune, Ställe und Wohnhaus. Leider sind die schönen Borlaubenhäuser, die früher hier allgemein verbreitet waren, in der Zahl sehr zurückgegangen (Abb. 11). Wenn diese so fruchtbare Weichselniederung (Schlickstreifen) sonst arm an Baumwuchs ist, weil jedes Fleckchen Erde für den Ackerbau ausgenutzt wird, so liegen doch die Höfe alle in Grün gebettet. Viel Obstbau wird hier getrieben. Wenn du im Frühjahr auf dem oft sogar neun Meter hohen Deich wanderst, dann siehst du all die blühenden Wipfel unter dir. Von Nebrau bis Grabau ist die Gegend ein einziger Obstgarten. Auf dem sogenannten Außendeich (dem Streifen zwischen dem Deich und dem Weichselstrom) weidet das schwere Niederungsvieh. Leider ist das nicht mehr deutsches Gebiet.

Vergiß auch nicht, die weite Tabakniederung bei Rundewiese einmal aufzusuchen. Hier fallen die Scheunen auf, in denen der Tabakbauer seine Ernte trocknet. Ganze Ackerflächen mit langen Reihen gepflegter Tabakpflanzen breiten sich hier aus. Die kleinen Hütten schützen die Wächter gegen Regen und Wind. Fast dreihundert Jahre lang wird hier schon der Tabak angebaut.

Aus der Niederung heraus wächst die Hauptstadt des Regierungsbezirks Westpreußens, Marienwerder, mit dem mächtigen Dom, dem Schloß und seinem vielbogigen Dansker (Abb. 2). Gegen Osten steigt die Weichselniederung an zu dem welligen Hügelgelände der Kreise Stuhm, Marienwerder und Rosenberg bis zum Geserichsee bei Dt.-Enlau.

Östlich von Marienwerder beginnen die mit Buchenwäldern bestandenen Mahrener Höhen. Sie werden wegen ihrer landschaftlichen Schönheit gerne besucht. Wald, Hügel und See findest du hier vereint.

Dann nenne ich dir den großen Finkensteiner Forst und im Zusammenhang damit das Finkensteiner Schloß. Hier hat während des Unglücklichen Krieges Napoleon gewohnt. Ein Vorfahre des jetzigen Schloßherrn, der Graf Konrad Fink von Finkenstein, war soldatischer Erzieher des Großen Friedrich.

Am Ossaflüßchen steht Schloß Schönberg, keine trutzige Ordensburg, sondern ein altes Sommerschloß für die Domherren aus Marienwerder. Es

ist heute noch gut erhalten und aus der Landschaft nicht fortzudenken, weil es seit vielen hundert Jahren mit der Gegend verwachsen ist.

In der Nähe von Freystadt liegt Neudeck, der Stammsitz unseres verstorbenen Reichspräsidenten von Hindenburg.

Das weite Weichselland dürfen wir nicht verlassen, ohne die Ramter Berge besucht zu haben. Mitten zwischen Hügeln eingebettet liegt da das Städtchen Christburg. Auf dem Schloßberg stand eine der wichtigsten Burgen des Deutschen Ordens, auf der einer der Großgebietiger (Ordens-trappier = Verwalter der Ordensausrüstung) seine Wohnung gehabt hat. Von der Burg ist nichts übrig geblieben.

Nicht weit von Christburg findest du an der Sorge das Dorf Baumgarth. In der Nähe davon hat man ein Wikingerboot gefunden. Es erinnert uns an die Zeit, als der Drausensee noch viel größer war als heute, an jene Zeit, als der altpreußische Handelsplatz Truso noch von vielen Schiffen aufgesucht wurde. Bei Baumgarth fand man aber auch am Ende des vorigen Jahrhunderts die berühmte Moorbrücke. Vor 2500 Jahren ist sie von Germanen angelegt worden. Sie ermöglichte den Übergang über eine langsam vermoorende Bucht des Drausensees. Über diese Moorbrücke zogen die Händler von der Weichsel über Truso nach dem Samland, um dort Bernstein einzutauschen.

Weil wir hier nun bei der Geschichte angelangt sind, muß noch gesagt werden, daß der Kreis Stuhm — denn darin liegen ja die Ramter Berge — manche Erinnerungen an die Ordenszeit hat. In Stuhm selbst stand eine stattliche Burg, die Marienburg von Süden her schützte. Hier haben oft die Hochmeister gewohnt, um in den weiten Wäldern zu jagen. In der Nähe von Stuhm besaßen sie auch einen Tiergarten mit Löwen, Bären, Affen und seltenen Vögeln. Aus dem Stuhmer Gebiet (Sorgen- und Baalauer See, Altmark) kam auch der Marienburger Mühlengraben, ein Bauwerk des Deutschen Ordens. Er speiste die Stadt- und Burggräben, versorgte die Stadt Marienburg mit Wasser und trieb die Mühlen.

Westlich von der Stuhmer Burg, nicht weit von dem heutigen Weißenberg, lag des Ordens großer Wirtschaftshof Bönhof. Zu ihm gehörten weite Wiesengebiete. Zur Heuernte im Sommer herrschte hier immer ein reges Leben. Zahllose Bauern halfen ernten, und die Keller des Haupthauses zu Marienburg spendeten um diese Zeit manches Faß Bier und Wein für den Heuschlag von Bönhof. Wenn dann das Heu auf Schiffen verladen war, um nogatabwärts zur Vorburg nach Marienburg geschafft zu werden, dann hatte der Waldmeister von Bönhof wieder Ruhe für ein Jahr.

Auf den Ramter Bergen steht auch der Bismardturm von Lichtfelde. Was du von hier aus in nördlicher Richtung siehst, ist eine weite Tiefebene: das Marienburger Werder und die Elbinger Niederung.

Danzig.

Wenn wir vom Weichselstrom und von der fruchtbaren Niederung um seinen Unterlauf hören, dann darf Danzig, die Königin an der Weichsel, nicht vergessen werden.

Die Weichsel, das Ostmeer und Danzig! Sie gehören zusammen; denn Danzig ist eine jahrhundertalte Handelsstadt.

Aus dem weiten russisch-polnischen Hinterland trug der Strom in Lastkähnen Getreide in riesigen Mengen nach Danzig, von dort aus verschifften es die Kaufherren in zahlreichen Seeschiffen nach dem Westen Europas. Kostbare Tuche aus Flandern, Wein und Gewürze aus Spanien brachten sie auf der Rückfahrt für den heimatischen Handel mit. Unabsehbar lang waren die Reihen der Holzflöße, die auf der Weichsel stromab schwammen. War doch Danzig lange Zeit der größte Holzstapelplatz Europas.

Der Handel hat Danzig früh reich und stolz gemacht. Die Kaufherren bauten sich Häuser mit prächtig verzierten Giebeln. Wir können sie heute noch am Langen Markt und in vielen altertümlichen Gassen der Altstadt bewundern. Ebenso zeugen das Rathaus, der Artushof und die vielen Kirchen, von den St. Marien die größte unseres deutschen Ostens ist, von dem Reichtum und Schönheitsfönn der Danziger. —

Unvergeßlich ist eine Dampferfahrt auf der Mottlau an der Speicherinsel vorbei zur Toten Weichsel mit den ausgedehnten Hafenanlagen für Getreide- und Kohlenumschlag. Da bekommt ihr einen bleibenden Eindruck von der Größe dieses Handelsplatzes. Ihr seht aber auch, daß viel zu wenig Schiffe diesen riesigen Hafen aufsuchen.

Das ist so seit dem Versailler Vertrag. Der „Freistaat Danzig“ wurde wohl selbständig gemacht, man hat ihm aber zugleich das gesamte Hinterland genommen. Polen, dem Danzig als Handelsplatz zugewiesen worden ist, hat einen eigenen Hafen ganz in der Nähe in Gdingen ausgebaut. All das Handelsgut, das früher weichselabwärts Danzig erreicht hat, oder von dort aus stromaufwärts nach Dirschau, Graudenz und Thorn verfrachtet wurde, befördert Polen heute auf einer eigens für diesen Zweck erbauten Nord-süd-Bahn von Oberschlesien nach Gdingen. So ist der Weichselweg ausgeschaltet und tot. Der Danziger Hafen verliert immer mehr an Schiffsverkehr, dafür aber nimmt der im polnischen Nachbarhafen zu. —

Der Kampf, den Danzig um sein Dasein führt, ist schwer. Es führt ihn aber tapfer und entschlossen; denn es geht dabei nicht allein um Geld und Handelsgut, sondern um das zähe Festhalten am deutschen Volkstum. Doch diesen Kampf ist Danzig seit Jahrhunderten gewöhnt. Es hat sein deutsches Wesen gegen jeden Angriff mit Erfolg verteidigt. Es wird ihn auch jetzt bestehen.

Danzig bleibt deutsch!

Rund um das Frische Haff.

1. Die Stadt Elbing.

Ob du vom Bogelsanger Wald her nach der siebenhundertjährigen Stadt Elbing kommst oder mit der Eisenbahn von Marienburg oder Königsberg aus, immer fällt dir unter den Türmen der Stadt derjenige der Nikolaikirche auf (Abb. 3).

Wir wollen einmal hinaufsteigen und uns in der weiten Landschaft umschauen. Da siehst du um die Kirche herum die Stadt, die wir nachher gemeinsam durchwandern wollen. Fern nach Süden über den Elbingsfluß hinweg breitet sich die Elbinger Niederung und das Marienburger Werder aus. Bei klarem Wetter erscheint am fernen Horizont das stolze Bild der Marienburg mit ihren vielen Türmen. Auch die dortige Eisenbahnbrücke ist zu sehen. Im Südosten breitet sich der Drausensee aus mit seinen schwimmenden Schilfinfeln (Kampen), und im Norden steigen die Elbinger Höhen an. Das Frische Haff liegt auf der westlichen Seite unseres Blickfeldes, und der schmale Streifen dahinter ist die Frische Nehrung. Was du zuletzt zwischen den Rogatarmen und dem Elbingsfluß siehst, ist Neuland: die Rogathaffkampen. Nun wollen wir uns die Stadt Elbing ansehen.

Durch die Brückstraße kommen wir zur Hohen Brücke, welche die Altstadt mit der Speicherinsel verbindet. Am linken Elbingufer entlang hat eine Reihe von Schiffen festgemacht. Einige von ihnen gehören der Elbinger Schifffahrtsgesellschaft. Andere stammen aus Stettin, Hamburg, Bremen und sogar aus dem Ausland. Ganze Berge von Waren sind am Ufer aufgestapelt. Mit der Bahn oder auf großen Lastkraftwagen werden sie weiter im Lande verteilt. Überall auf den Schiffen wird fleißig geschafft, aus- und eingeladen.

Die alte Stadt Elbing war zur Ordenszeit und auch später nur Handelsstadt. Ihre Schiffe besuchten die weiten Meere bis England und Spanien. Später wurde Danzig, dessen Hafen näher zur See liegt, der größte Handels-

platz im deutschen Osten. Das flache Haff läßt trotz seiner Fahrinne auch jetzt nur kleine Seeschiffe den Weg nach Elbing finden. Diese Zahl ist zwar nicht gering, und der Verkehr im Hafen wird von Jahr zu Jahr größer, aber doch ist der Seehandel schon lange nicht mehr die Haupteinnahmequelle der alten Stadt. Elbing hat sich seit hundert Jahren zur größten Fabrikstadt östlich der Weichsel entwickelt.

Das knatternde Gehämmer, ähnlich dem Bellen feuernder Maschinengewehre, das ihr während unserer Wanderung am Elbingufer entlang schon immer gehört habt, kommt von der Schichau-Werft her. Jetzt sind wir auf der Leege-(untere)Brücke. Von da aus seht ihr auf der rechten Flußseite die langen Maschinenhallen und zwischen eigenartigen Holzgerüsten (Hellingern) neben hohen Kranen (hohe eiserne Gerüste mit Fangarmen, die eiserne Schiffsteile usw. zum Einbau den Schiffsbauern reichen) werdende Schiffskörper. Viele tausend Volksgenossen finden hier nach langen Jahren der Arbeitslosigkeit wieder Beschäftigung. Ebenso ist es in den anderen großen Fabriken Elbings. Gerade hier in Elbing ist deutlich zu sehen, wie der Führer mit seinen tüchtigen Mitarbeitern dem deutschen Volk durch Schaffen von Arbeit und Brot wieder geholfen hat. Davon zeugen auch die neuen Kasernen in Lärchwalde, Weingrundforst und an der Königsberger Straße.

Doch verlassen wir die Leege-Brücke und gehen um das Kaufhaus am Elbing herum nach der Spieringstraße. Sie ist die schönste Straße der Elbinger Altstadt, weil hier die alten Giebelhäuser am besten erhalten sind. Einige von ihnen haben auch noch die erhöhten und umzäunten Vorplätze (Beischläge). In diesen alten Häusern wohnten die reichen Kaufmannsfamilien (Patrizier), dort stapelten sie in weiten Bodenräumen die Waren auf, und im Kontor neben der großen Halle handelten sie mit auswärtigen Kaufherren.

Der größte Platz in den alten Städten des deutschen Ostens war immer der Markt, der ja Raum für die Verkaufsstände (Bänke) und den Verkehr der Marktbefucher bieten mußte. Den „Alten Markt“ der Stadt Elbing erreichen wir von der Spieringstraße, und da fällt uns zunächst auf der rechten Seite der kunstvoll geschmiedete Pfeisenbrunnen auf. Am Ende des Marktes erblickst du das Markttor, einen hohen Turm mit der Toröffnung. Das ist das Einzige, was von der alten Stadtbefestigung stehen geblieben ist; denn du mußt dir vorstellen, daß die ganze Stadt von einer starken Mauer mit vielen Türmen und breiten Gräben umgeben war. Hier am „Alten Markt“ hat auch das Rathaus gestanden. Es ist vor weit über hundert Jahren einem großen Brande zum Opfer gefallen.

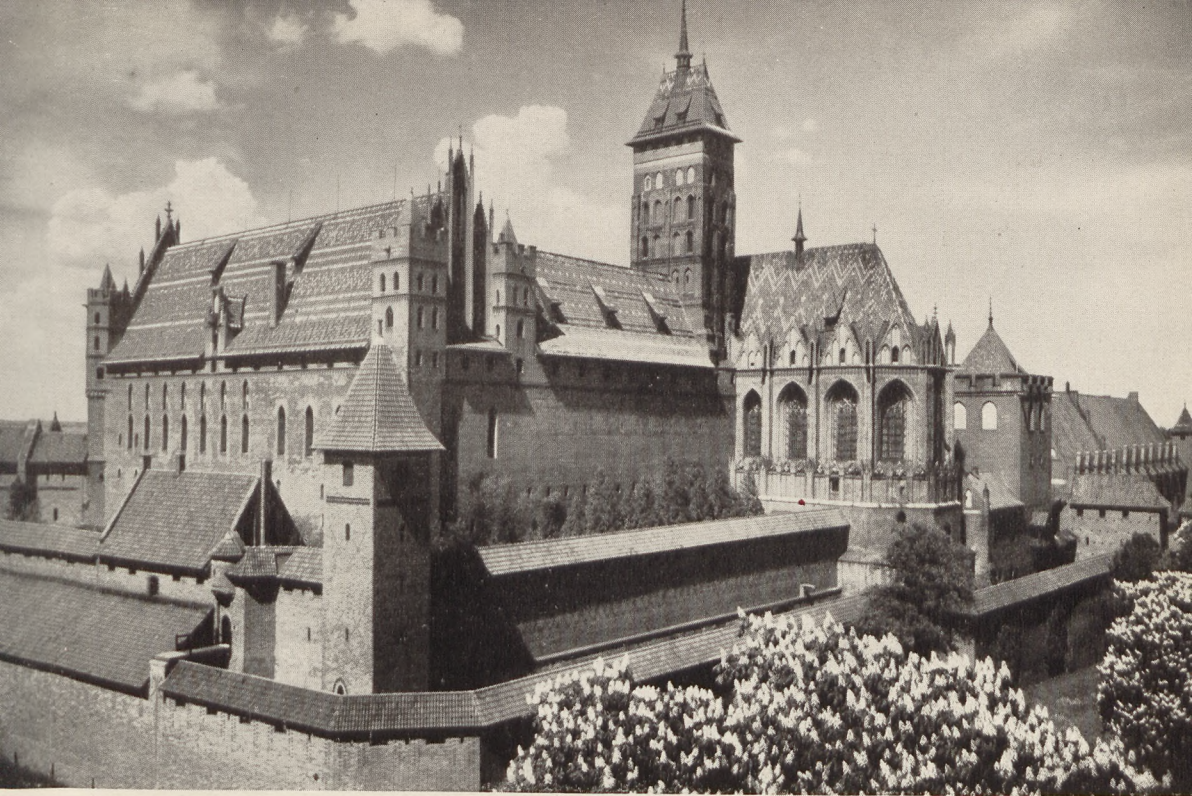


Abb. 1 Die Marienburg



Abb. 2 Marienwerder



Abb. 3 Elbing mit Nikolaikirche



Abb. 4 Am Draußensee



Abb. 5 Rohrweihe aufblockend

Das heutige Rathaus steht auf dem weiten Friedrich-Wilhelm-Platz, den wir durch die Schmiedestraße erreichen. Hier erinnert noch einmal der Hermann-Balk-Brunnen an den Deutschen Orden, der außer Elbing fast alle unsere Heimatstädte gegründet hat.

Vom Friedrich-Wilhelm-Platz fahren wir mit der „Elektrischen“ nach Vogelsang, einem in herrlichstem Laubwald gelegenen Ausflugsort. Hier steigt aus der Niederung die Elbinger Höhe empor, und von hier aus schauen wir noch einmal auf die Stadt, die zu unseren Füßen liegt. Neben dem uns schon bekannten Turm von St. Nikolai fallen uns u. a. die von St. Marien und St. Annen auf. Wir sehen weiter die zahlreichen Schornsteine der Elbinger Fabrikanlagen, erblicken aber auch in engem Kreis um die Stadt zahllose neue Siedlungen, die uns zeigen, daß das neue Deutschland nicht nur für Arbeit und Brot, sondern auch für gute Wohnungen sorgt.

2. Der Drausensee.

a) Der Drausensee einst und jetzt.

Nun haben wir Elbing genug durchwandert und wollen uns jetzt in der Gegend, die südlich von der Eisenbahnlinie Elbing—Marienburg liegt, etwas umschauen.

Im Norden sehen wir hinter der Stadt die Elbinger Höhe. Hier im Süden liegt aber flaches Land, aus dem nur wenige Gehöfte vor uns herausragen.

Es ist das Kampengebiet um den Drausensee. Nicht immer sah es hier so aus. Vor vielen tausend Jahren ist dies niedrige Land einmal nur Wasserfläche gewesen. Das Wasser stand in Verbindung mit dem Ur-Haff. Vielleicht war es sogar ein Teil von diesem alten, aber viel größeren Haff. Da kam von Südwesten ein Fluß, die Nogat, und brachte soviel Sand- und Sinkstoffe mit, daß die Verbindung zwischen dem Ur-Haff und seinem südlichen Teile immer enger wurde. Es bildete sich das niedrige und sumpfige Land der Haff-Kampen. Schließlich blieb nur noch der Ilfing (heute Elbingfluß) als Verbindung übrig. Das abgetrennte Teilchen von dem großen Ur-Haff wurde dann unser Drausensee (Abb. 4).

Er war in alter Zeit bedeutend größer als heute. Sein Wasser reichte bis an die Elbinger Höhe heran, vermutlich bis zum heutigen Güldenboden. Alte Erzählungen berichten uns, daß auf diesem See in früherer Zeit große Schiffe vom Meere aus ihre Waren zum Handelsplatz Truso brachten. Und so nannte man den See auch „DrusoSee“.



Willst du den Drausensee umwandern, so mußt du ohne Pausen einen ganzen Tag fleißig marschieren. Seine größte Länge ist etwa 10 Kilometer, während er an der breitesten Stelle nur 2,5 Kilometer mißt.

Wir wollen von der Eisenbahnbrücke aus einmal auf den linken Uferdamm treten. Da sehen wir, daß das Land hinter dem Damm tiefer liegt als das Wasser des Elbingflusses. Den Damm haben die eingewanderten Holländer aufgerichtet, die sich in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts hier ansiedelten. Sie zogen die ersten Dämme am See entlang, damit das Hochwasser nicht immer die Niederung bedrohte. Aber es fand sich trotzdem noch Wasser genug, das nun in Abzugsgräben gesammelt und später durch Schöpfwerke (Windmühlen) in den See oder Elbing gepumpt wurde. Durch die Windmühlenflügel werden hölzerne Wurfäder in Bewegung gesetzt. Wie beim Wasserrad an der Mühle haben auch sie Behälter, die das Wasser schöpfen und in Entwässerungsgräben schütten. Es gab sogar Schöpfwerke, die durch Pferde bewegt wurden. Heute sind solche Schöpfanlagen eine Seltenheit. Sie werden jetzt in der Hauptsache durch elektrischen Strom angetrieben. Die Menschen in der Niederung bauten zur Sicherheit ihre Wohnhäuser und Stallungen immer etwas erhöht (Warften), damit das Grundwasser und die Überschwemmungen nicht zuviel Schaden anrichteten. Nun konnten sie auf dem trockengelegten fruchtbaren Boden säen, ernten und ihr Vieh halten. Und wenn der Winter kam, so hatten sie von den Wäldern am See genug Holz zum Heizen.

Oder meinst du, daß es hier keine Wälder gab? Dann schau einmal auf die Landkarte, und du wirst um den See herum genug Namen finden, die auf den früheren Walddreichtum auch dieser Gegend hinweisen. Der Mensch brauchte immer mehr Ackerland und Wiesen, und so hat er die Landschaft langsam nach seinen Bedürfnissen verändert: der Bruch-Wald mußte dem Acker und der Weide weichen. Dafür konnten die Menschen nun besser leben. So haben sich unsere Vorfahren diesen Raum in hartem Kampf mit der Natur erobert.

b) Vogelleben auf dem Drausensee.

Zur Frühlingszeit, wenn das junge Rohr seine Pfeilspitzen aus dem Wasser schießt, ist die weite Wasserfläche von vielen Vogelarten belebt. In der Luft ertönen schrille Schreie: es sind die Lachmöwen und ihre kleineren Verwandten, die Zwergmöwen. Daneben sehen wir große schwalbenähnliche Tiere; es sind die gewandtesten Flieger: die Flußseeschwalbe und die dunkel gezeichnete Trauerseeschwalbe. Nun entdecken wir auf dem Wasser große weiße Punkte: es sind Höcker-

schwäne, die hier auf dem See ebenfalls ihre Brutstellen haben, und dazwischen eine Unmenge Enten und Wasserhühner. Wenn ihr euch am Seerande ruhig verhaltet, könnt ihr viele Vogelarten beobachten, wie ihr sie vielleicht bisher nur ausgestopft in der Schulsammlung gesehen habt. Aber um wieviel schöner ist es doch, das lebendige Tier in der Natur zu belauschen.

Was sind das für merkwürdige Flieger über den Wiesen? Ihr „Kiewitt, Kiewitt“ will überhaupt nicht aufhören, und dabei taumeln sie richtig in der Luft. Ja, das ist der Kiebitz, ein ganz lustiger Vogel, der auf den flachen Wiesen brütet. Die Menschen verfolgen ihn gern, um seine schmachhaften Eier in der Nestmulde am Boden zu finden. Eierraub und das Beunruhigen beim Brüten sind aber im Naturschutzgesetz verboten. Also geht acht auf solche Störenfriede der Natur!

Wird das Schilf höher, dann kommen immer mehr Vögel zum See. Die Rohrdomeln und Teichhühner suchen im Schutz des Rohres ihre Nester zu bauen. Und bald erscheint auch der gefürchtete große Räuber über dem See: die Rohrweih (der größte Raubvogel hier am See), vor dem sich alle andern Vögel fürchten (Abb. 5).

In dem Rohr lebt aber noch manch lustiger Sänger, von denen einer besonders durch sein: „Kerrekiet, Kerrekiet“ auffällt: die Rohrsänger und Rohrspäzen turnen hier im Rohr, das sie wie eine Kletterstange ausnutzen.

Bald gibt es keine ruhige Minute mehr auf dem See; denn alle diese Vogelstimmen geben im Verein mit den Fröschen ein großes Naturkonzert.

c) Bei den Fischern am Drausensee.

Nun haben wir auch Muße, um uns nach den Menschen, die am See wohnen, umzusehen. Am Ufer liegen nur wenig Gehöfte, und doch gibt der Fischreichtum des Drausensees vielen Anliegern eine Erwerbsmöglichkeit. Diese Fischer haben ihr bestimmtes Fanggebiet zugeteilt bekommen, das man „Los“ nennt. An den Stellnetzen finden wir kleine Täfelchen mit den Namen der Besitzer. Da das Wasser meist leicht, höchstens bis 1,5 Meter tief ist, sind hier nur flache Rähne zu gebrauchen. Trotzdem ist der See gefährlich, weil er sehr modrig ist. Da er wenig Zuflüsse hat, verlandet er immer mehr. Die abfaulenden Pflanzen bilden die Sinkstoffe, und dieser Modergrund ist viele Meter tief. Der See ist in seiner Eigenart zum Naturschutzgebiet erklärt worden. Fremde dürfen nur die Fahrinne benutzen; das weite Wasser gehört den Fischern und Vögeln. Sollen sich seltene Tiere hier wohlfühlen, so darf man sie nicht stören.

Die Fischer leisten hier harte Arbeit. Oft haben sie neben dem Seeteil noch ein Stück Land, damit sie sich vollkommen aus eigener Arbeit ernähren können. Im Winter beschäftigen sie sich neben der Eisfischerei mit dem Rohrschneiden. Dazu haben sie besondere fischelartige Messer. Am Ufer wird das geerntete Rohr aufgestapelt. In den früheren Jahren verarbeiteten Fabriken in Oberbayern das Rohr zu Geflechten für die Stubendecken und zu Matten. Heute haben wir, dank der Entschlußkraft unseres Gauleiters, in Tapiau eine Rohrverarbeitungsfabrik. Dorthin kommen die Rohrernten von den beiden Haffs und von den zahllosen Seen unserer ostpreussischen Heimat.

Das Leben der Menschen am See ist ganz anders als das in der Stadt. Aber sie sind deshalb nicht weniger glücklich. Ein altes Fischergenieß bildet Falten wie ein Fischnetz, und alle Mühe der Jahre ist für den Kenner darin aufgezeichnet. Die Menschen sind ruhig, aber innerlich fröhlich; denn sie dienen mit ihrer Arbeit als Glieder dem Ganzen. Das kannst du am besten merken, wenn sie an den Markttagen mit ihren Rähnen den Elbing abwärts zur Stadt fahren, um hier ihren Arbeitsertrag abzusetzen. Dann hörst du sie fröhlich davonfahren, auch mal ein Liedchen singen oder summen. Und im Innern denken sie: Ich bleibe dem See treu, wie es meine Vorfahren taten!

Treu hat der Draußenjeseenwohner auch seine Sitten und Bräuche bewahrt. Das eigenartigste Fest feiert man in Stredfuß. Es ist das Burchardfest, das in jedem Jahr am 11. Oktober von den achtzehn zur Fischereigenossenschaft gehörenden Fischerwirten gefeiert wird. Es hat seinen Namen von dem Schutzheiligen der Fischer „Burchard“, dessen Name ja auch im Kalender am 11. Oktober verzeichnet steht. Da nun viele der Fischer auch noch nebenbei Landwirtschaft treiben müssen, wurde das Fest in den letzten Jahren vielfach erst Ende Oktober nach Beendigung der Rübenenernte gefeiert. Es findet jedes Jahr bei einem anderen statt. Und woraus wird nun wohl das Festgericht bestehen? Natürlich aus Alen. Früher wurden diese dem Gastgeber von der Genossenschaft geliefert; für Getränke, Zigarren und Tabak mußte er selbst sorgen. Heute bekommt er für seine Auslagen aus der Gemeinschaftskasse Geld und muß dafür alles bestreiten. Dazu wird noch ein Schwein geschlachtet; denn es kommen viele Gäste. Der Gastgeber ladet durch eine „Kurrende“ (Umlaufzettel) die achtzehn Fischer zu ein Uhr und die Gäste zu vier Uhr nachmittags ein. Wer von den Fischern unentschuldigt fehlt, muß Strafe zahlen. Der Obmann leitet die Versammlung, die mit Gebet begonnen und geschlossen wird. Hierbei werden die Fischereiloße neu verpachtet, die Pachtgelder verteilt und andere

geschäftliche Sachen erledigt. Wenn die Gäste kommen, beginnt der gesellige Teil des Festes. Nach dem Abendessen tanzt die Jugend nach den Klängen des Schifferklaviers, und die Alten spielen Karten. Um zwei Uhr nachts oder auch später ist das Burchardfest, das Erntedankfest der Fischer, vorüber.

3. Die Elbinger Niederung und das Marienburger Werder.

In unserer Erzählung vom Drausensee hörten wir davon, daß er früher einmal viel größer gewesen ist. Er reichte im Norden bis an die Elbinger Höhe und nach Süden bis etwa zu der Linie, welche die Niederungsdörfer Kampenau, Thiergart, Markushof und Grunau miteinander verbindet. Die Gegend südlich vom Elbingsfluß war so unwegsam, daß die Ordensritter im Anschluß an die Flußbrücke über den Aljüng (Elbingsfluß) einen langen Damm (den Lahmehandschen Damm) bis zu der Hochfläche, auf der heute die Dörfer Fichtthorst, Wiederau und Neuhoß liegen, schütten lassen mußten. Dann führte der Weg auf dem gleichen Damm weiter nach Süden bis nach Marienburg.

Dieser Nogatdamm (Deich), den der Ritterorden durch fleißige Männer anlegen ließ, hat es dann nicht mehr zugelassen, daß das Nogatwasser die heutige Elbinger Niederung und das Marienburger Werder überschwemmte. Ein zweiter Damm schützte das Land vor dem Wasser des Drausensees. Durch Schöpfwerke wurde dann die Gegend zwischen Elbing und Marienburg trocken gelegt. So hat der Mensch durch Eindeichung und Entwässerung (Schöpfwerke und Gräben) das fruchtbare Land geschaffen, das ihr heute zu beiden Seiten der Eisenbahn Elbing—Marienburg sehen könnt.

Bis auf den heutigen Tag ist es so geblieben. Der Deich und die Entwässerungsanlagen müssen immer in Ordnung sein. Wehe, wenn der Deich bricht, wie das im Jahre 1888 geschehen ist. Bei Jonasdorf ereignete sich damals das Unglück. Da war das ganze Land bis an die Hügel des Oberlandes und bis zu den Ramter Bergen des Kreises Stuhm ein einziger See. Das Wasser reichte oft bis an die Dächer der Häuser, und von den Bäumen waren nur die Kronen zu sehen. Balken, Bretter, Hundebuden, Tische, Stühle und Wiegen trieben auf der weiten Wasserfläche umher. Alte Häuser brachen zusammen und Schornsteine stürzten ein.

Die Menschen waren in ihren Häusern abgeschlossen; denn kaum jemand besaß einen Kahn. Bald hatten die abgesperrten Familien auch keine Lebensmittel mehr. Und wenn jemand krank war, konnte nicht einmal der Arzt geholt werden.

Die Regierung aus Danzig schickte eine Kompanie Pioniere mit ihren Booten (Pontons) zur Hilfe.

Das Vieh war nach dem Dammbruch schnell auf den Stallboden geschafft worden. Wenn du heute einmal einen Viehstall in der Niederung betriffst, dann wirst du überall an der Decke ein aus starken Bohlen zusammengeschlagenes Laufbrett sehen, auf dem die Rinder und die übrigen Haustiere bei Wassergefahr auf den Boden getrieben werden können. Auch Herde kannst du heute noch sehen, die damals schnell auf dem Hausboden aufgestellt worden sind. Sechs lange Wochen hat es gedauert, bis das Wasser wieder ganz zurückgegangen war. Jene Durchbruchsstelle bei Jonasdorf ist heute noch kenntlich. Das Mogatwasser hat dort bei dem Dammbruch viel Sand abgelagert. Weil darauf nichts anderes wächst, hat man Wald angepflanzt.

Da ein Deichbruch ein so großes Unglück ist, wird immer dafür gesorgt, daß der lange Damm in Ordnung ist. Der verantwortliche Beamte ist der Deichhauptmann. Er hat mit den Deichgeschworenen dafür zu sorgen, daß schadhafte Stellen (Mäuseröhren usw.) abgedichtet werden. Führt der Fluß Hochwasser, dann stehen die Eiswachen unter seinem Befehl.

Ebenso wie die Deiche, müssen die Entwässerungsgräben immer wieder gereinigt werden, damit das Wasser frei abfließen kann.

Das fruchtbare Niederungsland ist in der Hauptsache Weide für das schwere Niederungsvieh. Früher hatte fast jedes Dorf eine Käseerei, in der die Bauern ihre Milch abliefern. Heute ist in Marienburg eine große Milchverwertungsfabrik (Dauermilchwerk) eingerichtet, welche die ganze Niederungsmilch zu Trockenmilch usw. verarbeitet. Die eingegangenen Käseereien haben sich auf Geflügel- und Champignonzucht (Champignon ist ein eßbarer Pilz) umgestellt.

Nur verhältnismäßig wenig Land wird mit dem Pflug bestellt. Da wächst schwerer Weizen und neuerdings auch Mais. Bei dem Dorfe Nohendorf kannst du ganz große Flächen davon sehen. In der Nähe liegt auch Altfelde mit einer großen Zuckerfabrik. Eine zweite hat die Stadt Marienburg. Beide Fabriken verarbeiten die Rüben, welche im Werder angebaut werden.

Es ist gewiß schon bekannt, daß die Zuckerrübe nur auf sehr gutem Boden wächst, und du weißt auch, daß auf schwerem Boden ein wohlhabendes Bauerngeschlecht wohnt. Das ist hier im Werder auch so. Der Bauer ist ein selbstbewußter Mann, dem es gut geht. Er wohnt heute noch in den geräumigen Vorlaubenhäusern, von denen die schönsten in Stalle, Klafendorf und Thörichthof stehen. Oft ist solch ein Besitz jahrhunderte-

lang in der Hand derselben Familie. Viele von ihnen sind einst im 16. Jahrhundert als mennonitische Niederländer hier eingewandert. Sie tragen Namen wie: Clahsen, Dyk, Penner, Pauls u. a. m. —

Die Elbinger Niederung und das Marienburger Werder sind durch den Schandvertrag von Versailles vom Großen Werder, dem Gebiet zwischen Rogat und Weichsel, abgetrennt worden.

4. Die Marienburg.

a) Was uns die Marienburg bedeutet.

Der Wille, aus Sumpf und Moor die fruchtbare Elbinger Niederung und das weite Werder zu schaffen, ging aus von dem Haupthaus des Deutschen Ordens, der Marienburg. Hier wohnten die Hochmeister, die einst fleißige deutsche Bauern ins Land riefen. Und heute noch ruft das stolze Bauwerk Volksgenossen aus allen Gauen herbei, damit sie sehen, was deutscher Tatwille einst geleistet. Und Menschen der Tat sollt ihr alle einmal werden, ihr Jungen und Mädel. Deshalb nimmt der Reichsjugendführer alljährlich von hier aus die Jugend des ganzen Volkes in die nationalsozialistischen Jugendverbände auf.

Gewiß habt ihr auch schon gehört, daß der Reichsorganisationsleiter Dr. Robert Ley die vierte Ordensburg des Dritten Reiches in Marienburg, ganz in der Nähe des Schlosses, erbauen will. Hier sollen die Junker, wenn sie Crössinsee, Bogellang und Sonthofen je ein Jahr lang besucht haben, mit dem Geist der Ordensritter: Gehorsam, Selbstlosigkeit, Tapferkeit und Treue, erfüllt werden. —

Die wanderfreudige Jugend kommt gerne nach Marienburg. Sie kam in so großen Scharen, daß die alte Jugendherberge längst nicht mehr ausreicht. Dafür ist die neue viel geräumiger. Ihr kommt gewiß auch einmal hin. Und damit dann jeder von euch über die stolze Burg in der alten, ehrwürdigen Stadt Bescheid weiß, laßt euch davon erzählen (Abb. 1).

b) Wie es in der Marienburg aussieht.

Bernhard von Thierberg hatte einst mit ihrem Bau begonnen. Zuerst wurde das Hochschloß zum Schutze gegen die alten Preußen errichtet. Heute noch können wir es bewundern. In ihm liegen die Wohnräume der Ritter, die recht groß sein mußten, da die Ordensregel den Brüdern gemeinsames Wohnen, Essen und Schlafen vorschrieb. Rings um das Haupthaus zieht sich ein breiter Außenhof, der Pargan. An seinem Ende verläuft die

Parchamauer, die einen festen Wehrgang trägt. Von hier aus ließ sich die Burg gegen anstürmende Feinde sicher verteidigen. Ein weiterer Wehrgang und ein tiefer Wassergraben vervollständigten den Schutz und machten das Hochschloß zu einer fast uneinnehmbaren Festung.

Hier lebten die Ritter. Ihre Wohnräume wurden im allgemeinen Remter genannt. Es sind hohe helle Gemächer, deren gewölbte Decke auf einem oder mehreren Pfeilern ruht. Der herrlichste Raum ist die Marienkapelle, in der sich die Ritter zum Gebete versammelten. Daneben gibt es den Versammlungs- oder Kapitelsaal, den Konvents- oder Speiseremter, die gemütliche Herrenstube und die gemeinsamen Schlafsäle. Dazu kommt noch eine Menge anderer Räume.

Neben dem Hochschloß liegt das Mittelschloß. Beide sind getrennt durch einen über zehn Meter tiefen „trockenen Graben“. Als im Jahre 1309 Siegfried von Feuchtwangen seinen Fürstensitz nach Marienburg verlegte, reichte die Burg nicht aus, um den Hochmeister würdig aufnehmen zu können. Ein neuer Bau entstand, das Mittelschloß mit den Prunkgemächern, den Räumen des Großkomturs sowie den Gastkammern. Hier erbaute später (unter Winrich v. Kniprode) der Ordensbaumeister Klaus Fellenstein den herrlichen Hochmeisterpalast mit der Wohnung des Hochmeisters und seiner Kapelle.

Durch ein Tor und über eine Brücke gelangen wir auf einen großen Platz und zu dem Denkmal Friedrichs des Großen. Einst dehnte sich dort die geräumige Vorburg aus. Hier standen die Vorrats- und Wirtschaftsgebäude des Ordens. Feste Mauern und Wehrgänge, davor der tiefe Wassergraben, schützten auch diesen Teil der Marienburg. An besonders gefährdeten Stellen aber ragten hohe feste Türme auf. Wehe dem Feinde, der sich zu nahe heranwagte! Nur Weniges ist aus jener Zeit erhalten geblieben. Da steht heute noch das starke Schnitztor, in dem die Werkstätte der Armbrust- und Pfeilschnitzer zu finden war. Daneben erhebt sich in einem Garten der Karwan (das Zeughaus). Die Ritter hatten hier das große Geschütz, die Reisewagen und das Ackergerät aufbewahrt. Hier waltete der Karwansherr seines Amtes. Ebenso erinnert an die Zeit des Ordens die St. Lorenzkapelle, in der die Knechte ihr Gebet verrichteten.

c) Zur Zeit des Deutschen Ordens in der Marienburg.

Wie anders sah es hier in der Vorburg vor mehr als 500 Jahren aus! Da stehen das riesige Kornhaus und die ausgedehnten Ställe für die Pferde. Ritter tummeln ihre Rosse. Überall Vorrathshäuser, Wirtschaftsgebäude, da das Brauhaus, das Backhaus! Hier wohnen der Kornmeister,

die Küchenmeister, der Schmiedemeister, die Knechte und Söldner. In der Stückgießerei, in der die Geschütze hergestellt werden, sprühen die Feuer. Die Zimmerleute schwingen ihre Äxte. Es herrscht ein eifriges Hämmern und Schaffen; denn die Ordensritter sind immer bereit, das Preußenland mit der Waffe gegen jeden Feind zu schützen. Fleißige Bauern und tüchtige Handwerker haben die Hochmeister in Dörfern und Städten angesiedelt. Fruchtbar ist das Land und wohlhabend sind seine Bewohner. Alle aber schirmt sie das Schwert des tapferen Ordens.

Gäste sind angekommen! Ein Ritterbruder im langen weißen Mantel mit dem schwarzen Ordenskreuz auf der linken Schulter begrüßt sie. Er führt sie über die Zugbrücke in das starkbefestigte Mittelschloß. Wie staunen sie, als sie den weiten Schloßhof erblicken! Lange Gebäude umgeben ihn von drei Seiten, und nur nach der Südseite wird er durch eine niedrige Mauer abgegrenzt.

Mehrere ehrwürdige Ritter schreiten über den Hof. Sie sind im Dienste des Ordens ergraut, am Kampfe können sie nicht mehr teilnehmen. Deshalb hat der Meister ihnen die Firmarie als Aufenthalt zugewiesen. So heißen die Krankenanstalten und Altersheime des Hauses.

Ein Ordensbruder geleitet die Fremden zum Hochmeisterpalast und zu des Meisters eigenen Gemächern. Eine breite Treppe führt hinauf. Am Ende des hohen und hellen Flures öffnet sich eine Tür zu einem weiten Raum, dessen Decke von einem einzigen Granitpfeiler getragen wird. Es ist des Meisters Sommerremter. Ringsum zieht sich eine steinerne Bank. Rote Kissen liegen darauf.

„Wie schlank der Pfeiler ist!“ denken die Fremden, „und doch trägt er die ganze Last des hohen Gewölbes“.

Tragend blicken sie zu den Bildern hinauf, die ernst auf sie herabschauen.

„Das sind die Hochmeister, die einst in der Burg hier gewaltet haben.“ „Jene Steinkugel aber über dem Kamin wurde“, so berichtet er, „von den Polen bei der Belagerung der Marienburg abgeschossen, um den Remter zum Einstürzen zu bringen.“ Harte Kämpfe haben damals unter dem Hochmeister Heinrich von Plauen vor der Burg getobt.

Er geht weiter und weist ihnen die wenigen Räume, die der Hochmeister bewohnt. Andächtig betreten sie die Hauskapelle. Eine Treppe führt hinab. Der Ritter öffnet eine Tür. Da stehen sie in des Meisters „Großem Remter“. Bilder und bunte Wappen schmücken die Wände. Drei Pfeiler tragen die Gewölbe.

Wie leuchten die Augen des Ritters, als er von den großen Festen erzählt, die Winrich von Kniprode einst hier gab:

Lange Tische waren gezogen. Dem Hochmeister zunächst saßen die hohen Gäste, neben ihm die Ordensgebietiger, dann die Komture und Ritter. Durch die Spitzbogenfenster blickte die Sonne. Auf der prächtigen Tafel standen silberne Kannen und Becher. Messer, Löffel, Teller und Schüsseln waren von reinem Silber. Dazwischen leuchteten die Gläser mit köstlichem Wein. Die Gäste lachten und scherzten. Fröhlich erklangen die Becher. Die Kapelle spielte. Da schmetterten die Trompeten. Liedsänger traten auf, und Späzmacher erheiterten die Ritter. Ja, die Ritter wußten zu kämpfen, sie verstanden aber auch Feste zu feiern.

Weiter leitet der Ordensritter die Herren zum Haupthause über eine hölzerne Zugbrücke. Zwei Tore und das schwere Fallgitter schließen den Zugang. Neben dem Tore liegt die Pförtnerzelle, von welcher aus der Pförtner den Ein- und Ausgang bewacht. Ein viereckiger Hof öffnet sich. An seinen Seiten zieht sich ein zweistöckiger Kreuzgang hin. In der Mitte steht der tiefe Schloßbrunnen. Seine Dachspitze krönt das Abbild eines Pelikans, der seine Jungen mit dem eigenen Blute speist, als Sinnbild der aufopfernden Nächstenliebe. Der Bruder Küchenmeister schreitet gerade zur Küche, um nach dem Rechten zu sehen. Die Thür steht offen, es dringt ein würziger Bratenduft nach dem Hofe hinaus. Der Bruder Waldmeister hat einen riesigen Hirsch, den er auf dem Hirschgang erlegte, abgeliefert. Der Großkomtur bestimmte ihn für die Konventsküche (Ritterküche), und nun wird der mächtige Hirsch am Spieß über dem offenen Feuer gedreht.

Sodann begeben sich alle Ritter zum Mittagessen in den Konventsremter (Speisesaal). Eine schmale Treppe führt vom Kreuzgang hinauf. Sechs lange Bänke und Tische stehen in dem Raume. Alle haben Platz genommen. Remterjungen bringen die Speisen aus der Konventsküche herbei. Dreimal in der Woche darf Fleisch gegessen werden, dreimal gibt es Käse und Eier, und am Freitag wird gefastet, so lautet gewöhnlich der Speisezettel. Heute jedoch duftet der saftige Hirschbraten. Jede Unterhaltung ruht nach des Ordens Regel im Saal. Nur der Tischleser spricht und liest einen Abschnitt aus einem frommen Buch. Nach dem Essen geht jeder an seine Arbeit. Für die Burgbewohner, ob Ritter oder Knecht, gibt es alle Hände voll zu tun. Hochbetrieb herrscht besonders, wenn der Orden zum Kriege gegen Polen oder Litauer rüstet. Des Hauses Wehrhaftigkeit muß überprüft und verstärkt werden. Die Keller und Speicher füllen sich mit Vorräten. Die neuen Söldner werden gemustert und für das Waffenhandwerk eingeübt. Doch auch in Friedenszeiten ruht die Arbeit nicht. Das weite Ordensland muß verwaltet werden. Da sind Klagen und Vorstellungen anzuhören, Gerichts-

entscheidungen zu treffen, Landvermessungen vorzunehmen, Rechnungen zu prüfen und viele andere Dinge.

Erst wenn die Glocke zur Vesperandacht ruft, wird die Arbeit unterbrochen. Dann folgen die fröhlichen Stunden der Erholung. Gleich neben dem Speiseremter liegt die Herrenstube (Tagesremter). Hell scheint die Nachmittagssonne durch die bunten Fenster. Hier sieht man die edlen Gestalten in ernstem Gespräch die prächtige Halle durchschreiten. Da sitzen einige, den Kopf sinnend in die Hand gestützt, einander gegenüber am Damebrett oder beim Schach. Wohlige Wärme strömt vom Kamin und von den Heizkanälen im Fußboden aus. Bilder aus dem Ritterleben und seinen Kämpfen schmücken den vornehmen Raum. Musikinstrumente hängen an den Wänden. Oben an der Seite befindet sich eine Nische. Bei festlichen Gelegenheiten nehmen dort Kunstseifer Platz und spielen ihre Weisen. Dienende Brüder laufen dann geschäftig um die Tische und füllen den Ritterbrüdern die Krüge mit würzigem Bier. Fröhliche und edle Geselligkeit wird hier gepflegt. Es ist spät geworden. Unsere Gäste verabschieden sich vom Ritter, und ein Diener führt sie zur Herberge zurück.

Inzwischen ertönt die Abendglocke. Das letzte Abendgebet wird verrichtet. Nun sucht jeder sein Lager auf. Die Betten stehen in langen Reihen nebeneinander. Ein Licht erleuchtet nur dürftig die großen Schlaffäle. Nach dem strengen Gebot des Ordens entkleiden sich die Ritter zur Nacht nur halb. Eine Matratze, ein Bettuch, ein Kissen und eine leinene oder wollene Decke machen ihre einfache Lagerstatt aus. Tiefe Stille herrscht.

Die Zugbrücken sind hochgezogen, die Tore geschlossen. Draußen aber auf dem Wehrturm hält der Wächter Ausschau und schützt den Schlaf seiner Brüder.

5. Die Rogathasskampen.

Du lernst jetzt eine Landschaft kennen, die ähnlich wie die Elbinger Niederung und das Marienburger Werder durch Deichbau und Entwässerung entstanden ist. Während dort aber der Mensch nur auf den Fleiß seiner Hände angewiesen war, stand ihm hier die Maschine (Greif-, Eimer- und Saugbagger) als treuer Helfer zur Seite.

In das Rogatmündungsgebiet führt uns der Weg. Da liegt zwischen der Westrinne, dem Elbingsfluß und dem Haff das Neuland der Rogathasskampen. Hier hatten die vielen Mündungsarme der Rogat (Landgraben, Scheiderinne, Viberzug u. a.) mit der Zeit soviel Sinkstoffe abgelagert, daß Schilf, Gras und Bäume gewachsen sind. Wenn hier Menschen wohnen

sollten, dann mußten zuerst Dämme gebaut werden, die gegen das Stauwasser des Haffs und der Flußarme schützten. Vor einigen Jahren erst sind diese Dämme fertig geworden.

Starke Greifbagger hoben von der Haffseite her zunächst die von Rohrwurzeln durchsetzte Erde aus; denn hier hätte ja das Wasser durchsickern und den Deich unterspülen können. Eimerbagger schöpften dann den Haffgrund und schütteten am Haff entlang den schützenden Deich auf (Abb. 8). Es sind insgesamt 20 000 Meter Dämme gebaut worden. Wie ein Ring umschließen sie jetzt die Nogathaffkampen von der Westrinne bis zum Elbing.

Die tiefste Stelle in den Nogathaffkampen war der Westwinkel. Um daraus Ackerland zu bekommen, mußte er mit Erde aufgefüllt werden. Dabei halfen zwei große Saugbagger, das sind Dampfer, welche in dem flachen Haff dafür sorgen, daß die Fahrrinne für die Schiffe die richtige Tiefe hat. Sie saugen den Haffgrund (Schlick) auf. In 16—18 Minuten ist ihr Laderaum vollgefüllt. Damit sind sie dann in den Elbingfluß gefahren und haben am Westwinkel haltgemacht. Der mit Wasser verdünnte Schlick wurde dann durch gewaltige Rohrleitungen über den Deich in den Westwinkel hineingespült. Wenn ihr heute mit dem Dampfer nach Rahlberg fahrt, dann seht ihr kurz vor der Mündung des Elbing auf der linken Seite das aufgeschlickte Land, auf dem heute schon Menschen wohnen und arbeiten. Wie der Westwinkel vor der Eindeichung und Beschlickung ausgesehen hat, ist auf der rechten Seite des Flusses zu sehen: Rohr- und Binseninseln, zwischen denen kaum noch Wasser ist.

Dieses neu gewonnene Land der Nogathaffkampen ist in den Jahren 1930—1935 mit Fischern (am Elbingfluß entlang in Westwinkel) und mit Bauern (im Polder I und II) besiedelt worden (Abb. 9). Diese Siedler haben aber eine schwere Zeit hinter sich. Auf dem Schwemmland mußten Stubben und Rohrwurzeln gerodet werden. Auch die Ackerbestellung und Viehzucht waren nicht leicht, denn Pferde und Vieh sanken zuerst in dem weichen Boden ein.

Als aber die Entwässerungsgräben und die Schöpfwerke fertig waren, da wurde es besser. Weil dieses ganze Neuland genau so wie die Elbinger Niederung tiefer liegt als das Haff und das Meer, kann das Wasser aus den Gräben nicht immer abfließen. Es muß über den Damm geschöpft werden. Früher hat man das mit Windmühlen getan, jetzt besorgen das elektrische Propellerpumpen mit einer Schluckfähigkeit von 800 Liter in der Sekunde.

An der Entwässerung muß immer gearbeitet werden. Außerdem sind gute Wege nötig, denn bei nassem Wetter ist die Gegend kaum zu betreten.

Heute aber steht der Siedler nicht mehr allein. Im Gebiet der Rogathaffkampen sind vier Arbeitsdienstlager untergebracht. Die wackeren Arbeitsdienstmänner helfen überall mit, bald beim Roden und Grabenräumen, dann wieder beim Deich- und Wegebau.

6. Die Frische Nehrung.

a) Eine Dampferfahrt nach Kahlberg.

Wir fahren mit dem Dampfer den Elbingsfluß stromabwärts. Links liegt das Neuland des vollgeschlickten Westwinkels mit den schmutzen Gehöften und gerade gegenüber auf der anderen Seite der Ostwinkel mit seinen Rohr- und Schilfkampen. Nun sind wir bald auf dem Frischen Haff.

Auf der linken Seite begleitet den Dampfer eine lange Steinmauer (Mole), die in das Haff hineingebaut ist. Sie schützt die Fahrrinne vor der Versandung. Bald hört auch die Mole auf, und der Dampfer fährt in das freie Haff. Da fällt es auf, daß der Wasserweg links und rechts durch eiserne Gefäße (Bojen) gekennzeichnet ist. Diese Bojen sind auf dem Grunde festgemacht (verankert), schwimmen an der Oberfläche und zeigen dem Steuermann das tiefe Fahrwasser an.

Die Fahrrinne führt durch das ganze Haff bis zum Seehafen Pillau. Doch dahin geht unsere Fahrt nicht. Wir biegen am Leuchtfeuer im Haff (im Volksmund heißt dieser kleine Leuchtturm „Ponik“) links ab und fahren nach Kahlberg, das jetzt schon zu sehen ist.

Unser Dampfer legt an der Zedlermole an. Das Laufbrett wird ausgelegt. Die Fahrgäste verlassen das Schiff. Viele von ihnen tragen Bademäntel über dem Arm. Sie eilen zum Seestrand. Alles, was du hier siehst und miterlebst, ist das Leben eines Badeortes. Hier wollen sich die Menschen erholen und Kraft sammeln. Du findest Gaststätten, in welchen die Kurgäste wohnen und essen können. Es gibt aber auch kleine Häuser, die sich Familien für den Sommeraufenthalt haben bauen lassen. Viele Leute mieten sich bei einem der Fischer in Diep ein.

Tagsüber ist alles am Strande, um in der See zu baden oder um sich zu sonnen. Strandkörbe, flatternde Fahnen, frohe Menschen in bunten Badeanzügen und der ewige Wellenschlag bieten ein herrliches Bild.

Ihr lest in diesem Buche später auch von der Kurischen Nehrung. Beide sind schmale Landstreifen, die die Haffe von der See trennen. Sie sind durch Sandanspülungen des Meeres entstanden. Aber dennoch unterscheiden sie sich voneinander. Während auf der Kurischen Nehrung noch gewaltige Wanderdünen zu sehen sind, gibt es hier nur eine davon in der Nähe

von Narmeln. Sonst ist die ganze Frische Nehrung bewaldet. Überall hält der Wald die Dünen fest. Nur am Strande entlang könnt ihr beobachten, wie der Mensch die Bordüne durch junge Bepflanzung befestigt hat (Abb. 6).

b) Vom Sprottenfang in der See.

Außer Rahlberg gibt es nur noch die Dörfer Bröbbernau, Neukrug, Narmeln und Neutief auf der Frischen Nehrung. Die Bewohner beschäftigen sich natürlich in der Hauptsache mit der Fischerei. Die beste Zeit ist für sie der Sprottenfang im November. Dann geht's in aller Frühe zum Strand. Da liegt die große Sprottenlomme, die schon vor Wochen auf einem Wagen vom Haff über die Düne geschafft worden ist. Die Netze liegen bereit. Weil sie oft tagelang in der See „stehen“ müssen, hat man sie durch Salmiak und Blaustein haltbar gemacht. Ganz grün sehen die Maschen aus, und grün schimmern auch die Hände der Fischer.

Drei kräftige Männer, mit dem Südwestler auf dem Kopfe und dem warmen Schal um den Hals, schieben das schwere Boot in die See. Die langen, bis an den Leib reichenden Wasserstiefel lassen es zu, daß die Fischer ein Stück vom Strand entfernt in das Fahrzeug steigen.

Die Segel werden gesetzt. Etwa eine Stunde lang dauert die Fahrt in dem schaukelnden Boot. Dann wird haltgemacht. Die Wassertiefe mißt fünfzehn Klafter, das sind etwa fünfundzwanzig Meter. Einer der Fischer läßt den Neganker auf Grund. Dann bindet man ein Netz nach dem andern an die Netzkleine. Damit jedes von ihnen fest am Meeresgrunde anliegt, werden sie mit Ziegelstücken beschwert. Ihr könnt euch denken, daß diese Arbeit in der Novemberkälte nicht leicht ist. Am oberen Negrand sind Korkstücke befestigt. Sie ziehen die Netze nach oben und zeigen dem Fischer nach Tagen, wo er sie einzuholen hat.

Acht nebeneinandergeknüpfte Netze stehen wie eine zweihundert Meter breite und vier Meter hohe Wand in der See. Gehalten wird sie durch zwei Neganker und oben gekennzeichnet durch Glasbojen mit Fähnchen.

Wenn die Netze gestellt sind, dann gehts heimwärts. Am Strand wird das Boot aufgeschleppt und dankbar der warme Kaffee getrunken, den die Frauen gebracht haben. —

Wie wird der Fang am nächsten Tage sein? Der Nordsturm der letzten Tage muß die Sprottenschwärme in die Danziger Bucht und in die Nähe der Nehrung getrieben haben. Aber es gibt bei der Fischerei mancherlei Widrigkeiten. Über Nacht kann der Sturm die Netze vernichten, oder der Seehund räubert darin herum und reißt große Löcher hinein.

Doch diesmal geht alles gut. Als am nächsten Tage die Netze gehoben werden, haben sich in jedem Netz etwa sechs Zentner Sprotten gefangen. Das ergibt für die ganze Netzwand etwa fünfzig Zentner. Das ist die Haupteinnahme der Fischerfamilien. Der Fang wird auch gleich am Ort geräuchert und in Kisten verpackt. Was wir bei uns in Ostpreußen essen, ist nicht die Kieler, sondern die Kahlberger Sprotte. Neuerdings werden sogar Sprotten und Strömlinge büchsenweise in Öl und in Tomaten versandt.

c) Landgewinnung auf der Nehrung.

Die Sprotte zieht nicht alljährlich. Leider bleibt sie manchmal aus, und dann ist die Not groß. Der Lachsfang in der See und die Fischerei im Haff (Bressen, Zander, Aal) bringen nicht so viel ein, daß die Familien davon leben können. Die Kahlberger wissen sich zu helfen, sie vermieten den Sommer über den größten Teil ihres Hauses an die Kurgäste. Auch können sie zu dieser Zeit ihre Räucheraale gut verkaufen. Das genügt aber alles nicht. Den Nehrungsbewohnern ist dann nur geholfen, wenn ihnen durch Ackerbau und Viehhaltung die Möglichkeit gegeben wird, neben dem Fischfang Kartoffeln, Gemüse, Heu u. a. m. selbst anzubauen und zu erzeugen. Das war bis dahin nicht möglich, denn der sandige Nehrungsboden läßt keinen Anbau zu. So waren die Fischer gezwungen, sich die Lebensmittel vom Festlande zu kaufen. Wenn aber die Fischerei zu wenig einbringt, dann ist das schwer.

Nun wißt ihr aber, daß der nationalsozialistische Staat jedem Volksgenossen helfen will. Er hilft auch den Nehrungsfischern. In Kahlberg hat er an der Haffküste entlang einen Spüldamm bauen lassen. Über diesen Damm spülen die beiden großen Saugbagger, die ihr schon von den Rogathaffkämpfen her kennt, den in der Fahrrinne gebaggerten Schlick hinüber. Wenn das Wasser aus dem Schlick verdunstet, dann entsteht zwischen dem Spüldamm und dem Haffufer neugewonnenes Land. In derselben Weise soll den Fischern in den anderen Dörfern der Nehrung auch geholfen werden. Zwischen der Wanderdüne bei Narmeln und der Vordüne am Meeresstrand liegt — und das ist überall so auf der Nehrung — eine tiefe Stelle, die Palve. Diese hat man wieder mit Hilfe der beiden Bagger durch lange Rohrleitungen überschlickt und so Ackerboden und Viehweide gewonnen. Auf den Ackerflächen baut sich der Fischer Kartoffeln, Gemüse und Rüben. Getreide kann man in den ersten Jahren nach dem Aufschlickern nicht anbauen. Es wird zu hoch, und der Halm bricht bei Regen oder Wind. X

d) Begräbnis in Narmeln.

Von Narmeln laßt euch da noch von einer eigenartigen Begräbnisitte erzählen. Wenn in diesem abgelegenen Dorf jemand stirbt, dann wird das, weil nur wenige eine Zeitung halten, durch den sogenannten „Begräbnisbrief“, den der Lehrer und Organist von Neukrug schreibt, bekannt gemacht. In diesem Brief werden auch die Sargträger benannt. Sie sind Altersgenossen des Toten. Den Brief trägt ein Bote von Haus zu Haus, so lange, bis die beiden Dörfer Narmeln und Neukrug davon wissen. Am Abend vor der Beerdigung versammeln sich alle Verwandten und Bekannten im Trauerhause zur Totenwache bis zur Mitternachtsstunde. Dabei singen die Trauergäste geistliche Lieder. Vor dem Nachhausegehen wird Kaffee und Kuchen gereicht. Um die Mittagszeit des nächsten Tages heben die Träger den Sarg in einen Kahn und rudern ihn zum Kirchort Neukrug. In zwei bis drei Rähnen folgen die Trauergäste. Mit Gesang wird dann der Tote zur Kirche geleitet und nach einer Feier auf dem Kirchhof beerdigt.

e) Schiff in Seenot.

Bleiben wir nun noch ein wenig in Neukrug. Auf der bewaldeten Hochdüne steht ein Haus mit einem Turm, von dem aus man auf die See blicken kann. Es ist eine Station der „Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger“. Wenn bei starkem Weststurm Schiffe gegen die Nehrungsküste gedrückt werden, dann kann es vorkommen, daß sie in dem flachen Wasser festfizen und von den Wellen zerschlagen werden. In solch einem Falle hilft die Neukruger Station mit ihrem Raketenapparat. Die Fischer schießen eine Rakete, an der ein Seil befestigt ist, auf das Schiff ab. Die Männer in Seenot (Schiffbrüchige) befestigen das Seil am Mast. Mit der Hosenboje (Rettungsring mit zwei unten geschlossenen Hosenbeinen) wird dann am Seil entlang ein Mann nach dem anderen herübergeholt. Doch nicht immer gelingt dieses Rettungswerk. Vor einigen Jahren trieb ein Schoner (Segelschiff) gegen den Strand. Die braven Neukruger Fischer waren mit ihrem Raketenapparat zur Stelle: sie sind bereit, zu schießen. Aber da bohrt sich plötzlich das Segelschiff in das Wasser, hebt sich hinten wie von Riesenfäusten gepackt und überschlägt sich. Mit dem Kiel nach oben liegt es am Strande fest, es ist gekentert. Die tapferen Seemänner sind im Innern ihres zerschlagenen Schiffes ertrunken. Hier hat Menschenkraft nicht helfen können, und noch heute sieht man das zerschellte Schiff (Brack) am Strande liegen.

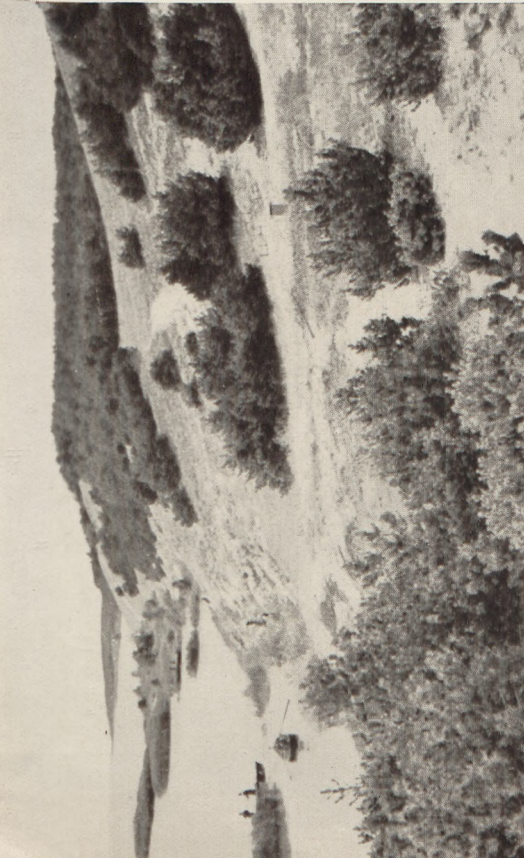


Abb. 6 Bepflanzte Düne bei Narmeln

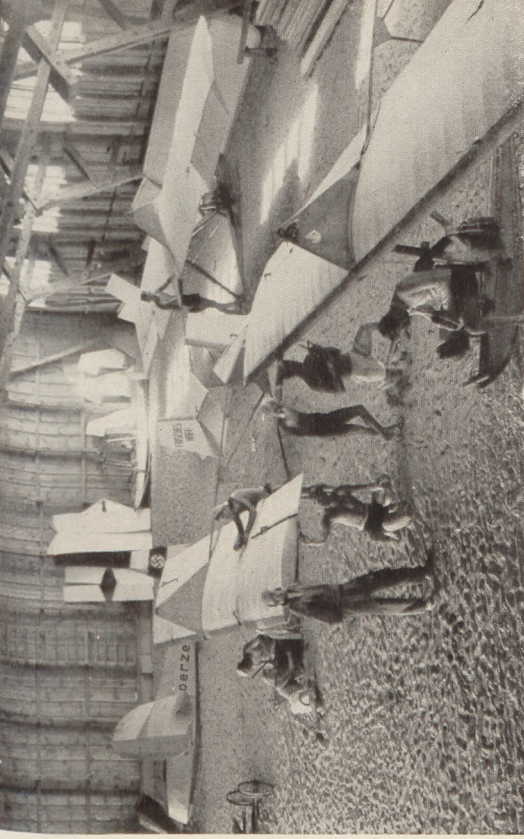


Abb. 7 Segelschule Korfchenruh

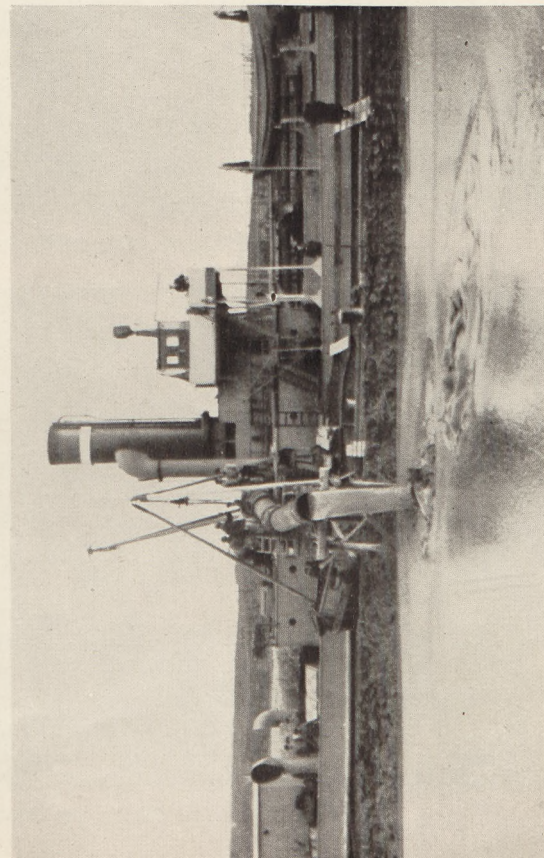


Abb. 8 Bagger auf den Mogathaffampen

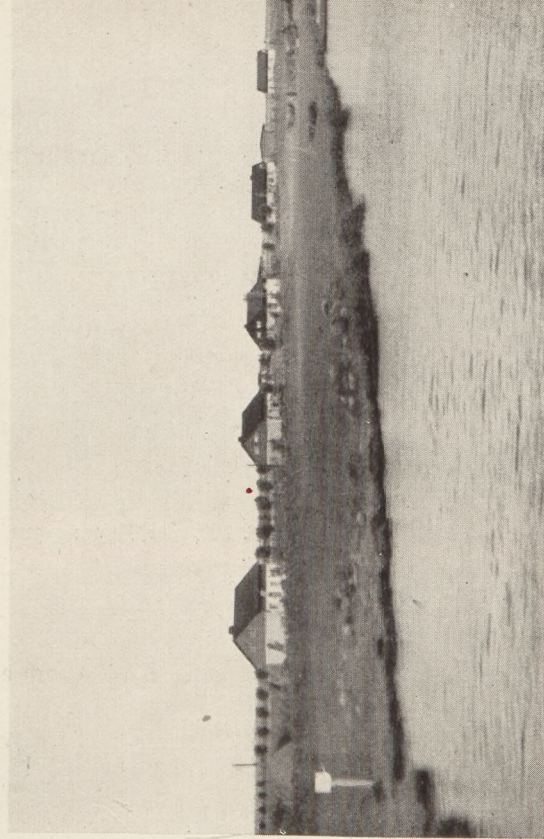


Abb. 9 Siedlung auf den Mogathaffampen



Abb. 10 Der Zugang zur Weichsel bei Kurzebrack

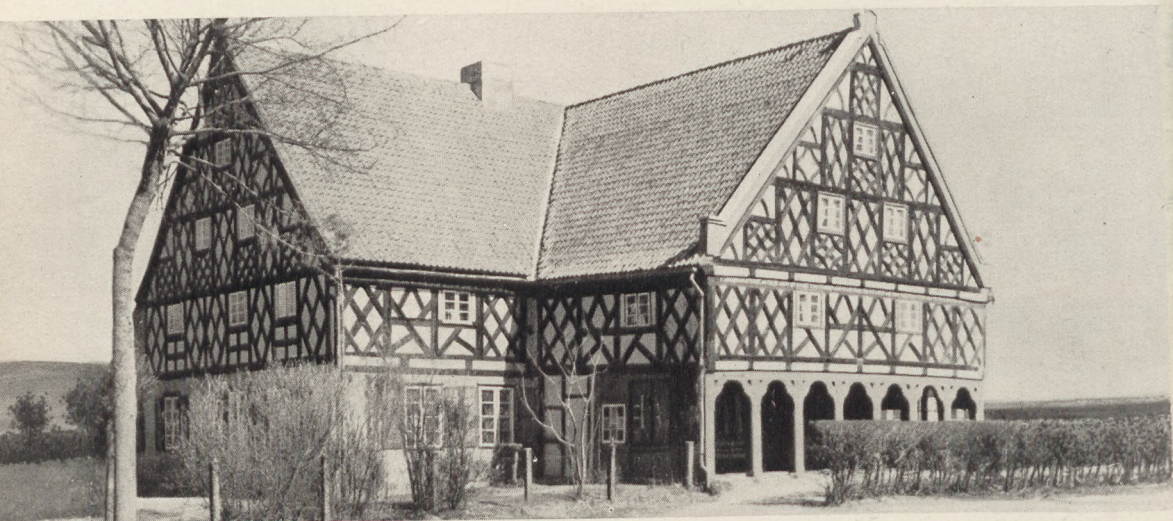


Abb. 11 Ostpreußisches Vorlaubenhaus



Abb. 12 Geneigte Ebene bei Canthen am Oberländischen Kanal

f) Die Meilenfahrten unserer Kriegsschiffe.

Wenn wir jetzt von Neutrug auf der Nehrungsstraße nach Kahlberg zurückwandern, dann fällt uns etwa 8 Kilometer vor dem Badeort ein hohes Gerüst am Meeresstrande auf. Das ist eine Meilenbake. Ihr gegenüber an der Haffseite steht ein gleiches Gerüst. Was haben sie zu bedeuten? Ihr habt gewiß schon einmal in der Zeitung gelesen, daß unsere Kriegsschiffe eine ganz bestimmte Geschwindigkeit haben müssen. So fährt z. B. unser Panzerschiff „Deutschland“ 26 Seemeilen (1 Seemeile = 1851,85 Meter) in der Stunde. Bevor ein neu erbautes Schiff von der Kriegsmarine übernommen wird, muß es hier seine Meilenfahrten machen. Das geschieht folgendermaßen. Das Kriegsschiff, etwa ein Kreuzer, kommt mit Voll dampf angefahren. Auf der Kommandobrücke steht ein Offizier am Meßgerät. Wenn er die See- und Haffbake hintereinander sieht, fängt er an, die Zeit zu messen. Dann geht die Fahrt in gleicher Geschwindigkeit vier Seemeilen an der Nehrung entlang in Richtung Pillau weiter. Da steht wieder eine See- und eine Haffbake. Wenn sich beide decken, d. h. vom Schiff aus gesehen in einer Richtung stehen (wie Kanne und Korn am Gewehr), dann wird die Messung abgestoppt und die Meilenfahrt ist beendet. Die Fahrten werden einige Mal wiederholt und die Geschwindigkeit errechnet.

Wir sehen auf unserer Wanderung nach Kahlberg dann noch den Leuchtturm, der 29 Meter hoch ist. Sein Leuchtfeuer reicht bei sichtbarem Wetter etwa 18 Seemeilen weit. Wir gehen vorbei, um zum Dampfer zu kommen. Diesmal fahren wir von der Aktienmole ab; denn unsere Fahrt geht nach Tolkemit.

7. Die Elbinger Höhe und das östliche Haffufer.

a) Eine Dampferfahrt von Kahlberg nach Tolkemit.

Wir brauchen nicht lange zu warten. Die Dampfpfeife ertönt, die letzten Reisenden kommen, und der Dampfer legt von der Mole ab.

Ein Blick noch zurück auf Kahlberg und die Nehrung, dann aber schauen wir ostwärts über das Haff. Was da unser Auge festhält, das ist die stolze Elbinger Höhe, die wie ein Gebirge jäh aufsteigt. Zwischen Haff und Höhenrand zieht sich ein schmaler Landstreifen hin, aus dem immer wieder Schornsteine aufragen. Sie gehören zu den Haffziegeleien, die den guten Lehm der Haffküste verarbeiten. Auch sie haben jahrelang stillgelegen, bis der große Verbrauch an Ziegelsteinen für die zahllosen Bauten im neuen Reich sie wieder mit Leben und Schaffen erfüllt hat. Ein ganz besonders

guter und dauerhafter Ziegel ist der Cadiner Klinker, der in einer neu erbauten Fabrik am Haffufer gebrannt wird.

Wenn wir nun gerade bei Cadinen sind, dann laß dir auch gleich erzählen, daß das dortige Gut heute noch im Besitze des ehemaligen deutschen Kaisers ist. Wenn du einmal hinkommst, dann sieh dir das Schloß und den schönen Park an. Auch die tausendjährige Eiche dicht an der Kunststraße vergiß nicht. Wenn du Glück hast, dann kommst du wohl gar in die Majolika-Werkstatt hinein. All die Elch- und Tierfiguren, Vasen, Kannen, Tassen u. a. m., die du in jeder ostpreußischen Stadt kaufen kannst, werden hier geformt und gebrannt.

Den schmalen Küstenstreifen zwischen Höhenrand und Haff hat der Mensch auch ausgenutzt, um eine Bahn anzulegen. Sie verbindet Elbing mit Braunsberg und nennt sich Haffuferbahn (HUB). Der Mensch nußt solche Flächen und schmalen Landstreifen für den Bau von Verkehrswegen aus und vermeidet Hügel und Höhen. Auch die Eisenbahn von Elbing nach Königsberg umgeht die Elbinger Höhe.

Inzwischen nähern wir uns immer mehr dem Städtchen Tolkemit. Der Dampfer geht auf langsame Fahrt. Wir sehen schon den Hafen, noch wenige Minuten, und wir legen an.

Neben dem Hafen fällt eine Halle auf, die mit Unterstützung unseres Gauleiters gebaut worden ist. In dieser Halle ist eine Bootswerft untergebracht. Hier werden nicht nur die Keitel- und Angellähne für den Walfang im Haff gebaut, sondern auch die Lommen (Einmaster) und Schoner (Zweimaster) laufen hier vom Stapel. Auch die flach gebauten Strandboote der hafenlosen Samlandküste, die nach jedem Gang an Land gebracht werden müssen, stammen aus der Tolkemiter Werft. Daß hier auch Eissegelschlitten und Eisjachten gebaut werden, mußt du auch noch wissen.

Der größte Teil der Tolkemiter Einwohner sind Schiffer und Steinzanger. Im Winter liegen im Hafen etwa 80 Lommen und Schoner. Vor dem Kriege sollen es sogar 150 gewesen sein. Sie werden in dieser Zeit ausgebessert, und sobald das Eis schwindet, dann geht's auf Fahrt. Die Schiffer laden Ziegel, Faschinen, Steinkohlen, Bauholz, Sand u. a. m. Zwischen Elbing und Königsberg geht die Fahrt hin und her. Die besten Schiffer sind die Steinzanger. Wenn sie den Erlaubnisschein (Patent) für Küstenschiffahrt haben, melden sie sich beim Hafenbauamt Pillau für die Steinzangerei. Sie bleiben den ganzen Sommer über an der Samlandküste, bei Ostwind in der Nähe von Palmnicken und bei Westwind gegenüber Neukuhren. Etwa 500 Meter bis 1500 Meter vom Strand entfernt werden in etwa sechs Meter Tiefe die Steine gesucht. Der

Taucher macht die riesige Zange fest und mit einer Motorwinde wird der Stein an Bord gebracht. Mancher dieser Steine wiegt 60 bis 70 Zentner. Bei günstigem Wetter ist in zwei Tagen der Vaderaum gefüllt. Dann geht's in den Pillauer Hafen, um dort die Steine abzuliefern. Es sind ganze Kerle, diese Tolkemiter Steinzanger. Niemand hat sie dieses schwere Handwerk gelehrt; denn seit hundert Jahren sieht es der Sohn dem Vater ab.

In Tolkemit gab es in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts noch 46 Töpfermeister, die Töpfe, Kannen, Schüsseln, Paartöpfe, Zuckerkutformen, Durchschläge u. a. m. herstellten. 1913 hat der letzte Meister den Betrieb eingestellt. Im Zeichen der Arbeitsbeschaffung hat die Stadt Tolkemit heute eine Werkstätte eingerichtet, welche den edlen Tolkemiter Ton zu schönen Vasen und künstlerischem Geschirr verarbeitet.

b) Mit dem Autobus über die Elbinger Höhe.

Auf dem Tolkemiter Markt besteigen wir einen Autobus und fahren die Höhe hinauf in Richtung Neukirch Höhe. Nach kurzer Fahrt fällt rechts von der Kunststraße ein Berg auf, von dem aus man weit ins Land sehen kann. Es ist die Tolkemita. Weil er steil aufsteigt, ist er schon vor vielen Jahrhunderten von Germanen befestigt worden. Und zur Preußenzeit war hier auch eine Burg, die der altpreußische Häuptling Tolko bewohnt hat. Überhaupt gab es an der Haffküste entlang einige solcher befestigter Burgberge (Lenzen), und in der Nähe von Succase hat es schon vor etwa 3000 Jahren ein ganzes Dorf gegeben. Mit dem Spaten ist in den letzten Jahren dort fleißig gearbeitet worden. Man hat viele Herdstellen und Hausgrundrisse feststellen können. Weil vor so langer Zeit schon Menschen unseres Blutes hier gewohnt haben, will man das alte Dorf jetzt wieder aufbauen (Freilichtmuseum).

Es geht weiter über Neukirch Höhe und Hütte nach Trunz. Hier steigen wir aus, denn in der Umgebung von diesem schön gelegenen Kirchdorf gibt es die höchsten Berge auf der Elbinger Höhe, den Butter- und den Haserberg (197 Meter).

Bevor wir von der Elbinger Höhe Abschied nehmen, blicken wir noch einmal auf die herrliche Landschaft. Wunderschöne Spaziergänge gibt es im Vogelsanger Wald, in der Dörbecker Schweiz und im Pruzzengrund. Die von den Höhen herunterkommenden Haffzuflüsse haben tiefe Schluchten und Gründe in dem prachtvollen Laubwald (Buchen) geschaffen. Panklau, Cadinen und das Haffschlößchen bei Succase sind beliebte Ausflugsorte. Ganz entzückend liegen auch einige Dörfer auf der Höhe, z. B. Gr.-Steinort

dicht am Haff und vor allem das Kirchdorf Lenzen mit einer ganzen Reihe von Vorlaubenhäusern. Auch das mehrfach genannte Succase hat eine schöne Lage. Eingebettet in schützende Hügel ist es reich an Obstgärten. Wenn im Frühjahr all die Kirschbäume blühen, dann kommen viele Ausflügler hierher und erfreuen sich an dem herrlichen, weißen Blütenmeer.

c) Am östlichen Haffufer entlang.

Die Karte zeigt in der Gegend von Tolkemit bis Königsberg in der Färbung ein wechselndes Spiel von Höhe und Flachland. Vom Tal der Passarge aus ist eine Steigung auf Balga zu mit einem deutlichen Abfall auf Wolittnick erkenntlich. Die letzte Steigung trifft man bei Korschenuh (Segelfliegerschule, Abb. 7), bis dann die Frischingniederung die Gegend bis zur Hauptstadt unseres Gaues einnimmt.

In der Gegend von Paters- und Ludwigsort finden wir große Kiefernwälder (Brandenburger Heide).

Nun merken wir uns noch einige Orte im östlichen Haffuferraum, die in der Frühzeit unserer ostpreussischen Geschichte gegründet wurden. Dicht am Haff liegt Frauenburg mit einem Dom aus der Ordenszeit. Dort hat eine Zeitlang der bekannte deutsche Sternkundige Nikolaus Koppernikus gewohnt. Daß sich die Erde und alle anderen Weltkörper um die Sonne drehen, das haben wir von ihm gelernt.

Nicht weit von der Mündung der Passarge in das Haff liegt Braunsberg. Zur Zeit des Ordens war es wie Elbing und Königsberg eine reiche Handelsstadt.

Heiligenbeil, das im nationalsozialistischen Staat eine blühende Stadt geworden ist, hat in Rosenberg einen Hafen.

Vielleicht kennt ihr auch schon Balga. Hier stand eine der ältesten Burgen des Ordens, die im Kampf um das Preußenland eine große Bedeutung gehabt hat. Viel ist von dieser stolzen Burg nicht mehr übrig geblieben, aber ein hoher Turm ragt heute noch weit über Land und Haff hinaus.

Das Oberland.

Das Oberland gehört zu den schönsten Landschaften unserer Heimatprovinz. Man rechnet die Kreise Pr.-Holland, Mohrungen und den Norden des Kreises Osterode dazu. Buchenbestandene Hügel, waldumrahmte Seen, fruchtbare Ackerflächen und saftige Wiesen wechseln hier miteinander ab. Die Menschen, die hier wohnen, sind zum größten Teil Nachkommen der

Siedler aus der Ordenszeit. Ihre Heimat war Schlesien. Das merkt man heute noch deutlich an der Sprache (Mundart).

Wenn vom Oberland die Rede ist, dann denkt man immer gleich an die Schiffe, die über Berge gefahren werden, du hörst von „Rollbergen“ und „Geneigten Ebenen“. Gemeint ist der Oberländische Kanal, der den Drausen-see mit dem Samrodt-, Rölloff-, Drewenz-, Schilling- und Geferichsee verbindet. Auf diese Weise können die Städte Osterode, Saalfeld, Liebemühl und St.-Eylau auf dem Wasserwege mit Elbing Handel treiben. Aus den Wäldern des Oberlandes werden viele Baumstämme den Kanal hinab-geflößt. Starke, wettergebräunte Männer binden immer 5—6 Stämme zu Floßtafeln zusammen. Viele solcher Tafeln hintereinander sind ein Floß. Davor spannt sich ein Dampfer, der dann das Floß nach Elbing zieht.

Aber auch Vergnügungsdampfer und die Oberlandkähne siehst du auf dem Kanal. Das Oberland wird gern auf dem Wasserwege besucht. Die Lastkähne fallen durch ihre geringe Breite auf. Das Schiffsende (Heß) ist besonders hoch und flach. In den Schlußplanken siehst du jedesmal zwei kleine Fenster. Schwer ist das Leben dieser Rahnschiffer. Wenn der Wind nicht die Segel bläht, dann müssen die schweren Kähne vom Treidelsteg am Kanalufer entlang an schweren Seilen gezogen (getreidelt) werden.

Doch nun zu „den Geneigten Ebenen“ oder „Rollbergen“. Du mußt dir vorstellen, daß der Wasserstand im Drewenzsee etwa hundert Meter höher ist als der im Drausensee. Wenn man den Kanal einfach durchbauen wollte, dann würde das Wasser bergab fließen. Die Oberländischen Seen wären dann alle ohne Wasser und der Drausensee könnte das ganze Wasser gar nicht fassen. Er würde ausufern, ganz Elbing, die Elbinger Niederung und die Mogathaffkampen überschwemmen. Das darf natürlich nicht sein. Doch der Mensch weiß sich zu helfen. Meistens baut er zwischen Gewässern mit verschieden hohem Wasserpiegel Schleusen (z. B. am Beldahnsee bei Niedersee in Masuren). Hier am Oberländischen Kanal hat man — und das ist der einzige Fall in der ganzen Welt — die „Geneigten Ebenen“ gewählt. Das Schiff fährt im Kanal bis an einen Berg heran und setzt sich im Wasser auf einen eisernen Wagen (Abb. 12). Mit Wasserkraft (Wasserrad) wird dann das Schiff den Berg hinaufgefahren und schwimmt oben im Kanal weiter. Es gibt fünf solcher „Rollberge“. Du findest sie bei Neu-Kußfeld, Hirschfeld, Schönfeld, Canthen und Buchwalde, wenn du von Elbing aus fährst. Kommst du von Osterode, dann wird der Dampfer bergab gefahren.

Du hörtest vorher schon, daß das Oberland reich an fruchtbaren Ackerflächen und guten Wiesen ist. Es gibt schmutze Bauerndörfer, aber auch viele Güter. Sie sind heute noch im Besitz der alten Geschlechter, die seit der

Ordenszeit große Wälder und Ländereien besitzen. Der Gutsherr wohnt fast immer in einem großen Schloß, wie du das von Finkenstein weißt.

Die Städte der Landschaft suchst ihr am besten auf der Karte in unserm Heimatatlas auf. Wenn ihr einmal nach Pr.-Holland kommt, dann vergeßt nicht, euch dieses wunderschöne Bergstädtchen anzusehen. Ihr findet da noch alte Stadttore und ein langes Stück der einstigen Stadtmauer. Wenn man im Sommer auf der Schloßpromenade unter schattigen Bäumen sitzt, dann ist der Blick ins weite Land bis zu der Elbinger Höhe unvergeßlich.

Zu den größten Städten des Oberlandes gehören Osterode und Dt.-Eylau. Beide liegen an großen Seen. Du kannst sie auf dem Oberländischen Kanal, aber auch mit der Bahn erreichen. Dt.-Eylau war früher ein wichtiger Bahnhof. Die Versailler Grenzziehung hat diesem Platz aber das ganze Hinterland (ähnlich Marienburg) genommen. Die Eisenbahnzüge Insterburg — Dt.-Eylau — Thorn — Posen werden seit etwa einem Jahre nicht mehr über Thorn, sondern über Dt.-Eylau, Marienburg und Dirschau nach dem übrigen Reich geführt.

Dann nenne ich dir noch Mohrungen; dort ist der ostpreußische Dichter Herder, der die Märchen und Lieder vieler Völker gesammelt hat, geboren.

Königsberg.

1. Aus Königsbergs Vergangenheit.

Im Jahre 1231 hatte der Deutsche Ritterorden mit der Eroberung des Preußenlandes begonnen. Zwei Jahrzehnte waren seitdem vergangen. An den Ufern der Weichsel erhob sich eine Burg nach der andern. Deutsche Bürger hatten in ihrem Schutz ansehnliche Städte gegründet.

Die Samen aber, der stärkste und tüchtigste Stamm der Preußen, waren noch unbezungen. Sie wollten nichts vom Christentum wissen und fürchteten auch das scharfe Ritterschwert nicht; denn sie waren tapfere, streitbare Krieger, die ihre Freiheit über alles liebten.

Da holte der Orden zu einem großen Schlage gegen das Samland aus. Im Winter 1254/55 sammelte er bei Elbing ein starkes Heer. Aus allen Teilen Deutschlands kamen die Scharen der Kämpfer. Fürsten und Grafen führten sie, und König Ottokar von Böhmen brachte allein ein ganzes Heer mit. Der Orden freute sich über die Hilfe und war darum auch einverstanden, daß König Ottokar der Führer dieses Zuges war.

Im Januar 1255 marschierte das Heer von Elbing los. Der Winter war die günstigste Zeit; denn da brauchte man die Sümpfe nicht zu fürchten.

über das Eis des Frischen Haffes hinweg ging der Zug, und dann begann ein siebentägiges Zagen über die gefrorenen Sümpfe und Wiesen und durch die verschneiten Wälder des Samlandes vom Meer bis zur Deime. Was half den Samen aller Mut gegen diese Übermacht? Wer nicht in die Nachbargaue fliehen konnte, verwundet oder getötet wurde, mußte sich ergeben und in der Taufe das Knie vor dem Christengott beugen. Der Orden aber hatte sein Ziel erreicht. Das Samland war erobert.

Die Ritter wußten genau, daß die unterworfenen Samen die erste Gelegenheit benutzen würden, um sich durch einen Aufstand wieder zu befreien. Darum wollten sie sogleich das Land durch eine Burg schützen. Der geeignete Platz dazu war bald gefunden. Einige Kilometer von der Pregel mündung verengt sich das breite Tal; denn das hohe Nordufer reicht hier dicht an den Fluß heran. An dieser Stelle führte bereits eine alte Handelsstraße aus Natangen ins Samland hinein. Hier erbauten die Ritter eine Burg und nannten sie zu Ehren ihres königlichen Helfers Königsburg oder Königsberg.

Diese älteste Burg stand auf der östlichen Seite des Schloßberges, dort, wo sich heute das Reichsbankgebäude erhebt. Starke Erdmauern, die am Grunde 5 Meter dick waren, wurden durch kräftige Eichenstämme gestützt. Sie bildeten einen sicheren Wall, der schwer zu erstürmen war. Die Burg selbst wurde aus Holz erbaut.

Schon zwei Jahre später begannen die Ritter mit dem Bau der steinernen Feste. Sie nahm die Nordwestecke des Schloßhofes ein, ist aber heute größtenteils vom Erdboden verschwunden. Nur die nördlichen Umfassungsmauern und der Haberturm stammen noch aus jener alten Zeit.

Raum bot die erste Burg Schutz vor den Preußen, da entstand auch schon die älteste Stadtanlage Königsbergs. Sie lag etwa in der Gegend des heutigen Steindammes, und ihre Kirche stand an der Stelle, wo jetzt die Steindammer Kirche ist.

Im Jahre 1260 brach der große Preußenaufstand aus. Wie ein Sturm fegte er über das Land hinweg. Die Samen und Natanger kämpften verzweifelt gegen die verhassten Ritter. Dabei ging auch die junge Stadt Königsberg in Flammen auf. Die Burg aber konnten die Preußen trotz mehrjähriger Belagerung nicht erobern.

Nach der Niederwerfung des Aufstandes wurde die Stadt an ihrer alten Stelle nicht wieder aufgebaut, sondern sie wurde zwischen Burg und Pregel neu gegründet, weil sie hier vor den Angriffen der Preußen geschützt lag. Es ist die heutige Altstadt (Abb. 15). Ihre Gründungsurkunde stammt vom 28. Februar 1286.

Die Altstadt wurde bald ein blühender Ort, und der Zustrom der deutschen Einwanderer war so stark, daß für sie in der Altstadt kein Raum mehr war. So entstand am Fuße des Mühlenberges eine neue Siedlung, die 1300 das Stadtrecht erhielt. Es war der Löbenicht. Hier wohnten meist Handwerker und Aderbürger. Die jüngste der drei Städte Königsbergs ist der Kneiphof. Er entstand auf der Pregelinsel, und seine Gründungsurkunde stammt aus dem Jahre 1337. Die Flußarme luden zur Schifffahrt und zum Handel ein. Deshalb wohnten hier vor allem die Kaufleute. Bald galt der Kneiphof als die reichste Gemeinde Königsbergs. So entstand der Spruch: In Altstadt die Macht, im Kneiphof die Pracht, im Löbenicht der Ader. Auf der Pregelinsel wurde der Dom erbaut. Er sollte ursprünglich auch in Kampfzeiten Schutz bieten. Davon zeugen noch heute die starken Grundmauern an der Nordseite.

Drei Städte waren so im Schutze der Burg entstanden. Jede bildete ein Gemeinwesen für sich, schloß sich durch eine Mauer ab und wollte nichts von den andern wissen. Oft genug kam es zwischen den drei Städten zu Streitigkeiten. König Friedrich Wilhelm I. vereinigte sie daher im Jahre 1724 zu einer Gemeinde.

2. Quer durch Königsberg.

Langsam fährt der Zug in die Halle des Königsberger Hauptbahnhofs, und endlich bleibt er stehen. Wir steigen schnell aus. Was für eine gewaltige Halle wölbt sich hoch über uns! Sie überspannt mit ihren drei Bogen die sechs breiten Bahnsteige. Mit dem Menschenstrom gehen wir die Treppe hinunter, gelangen in den Tunnel, der unter allen Geleisen hindurchführt, und kommen durch die Sperre in die Vorhalle. Wie hoch und geräumig sie ist! Auf der einen Seite sehen wir 15 Fahrkartenschalter, an denen auch bei starkem Verkehr die Reisenden schnell abgefertigt werden können. Auf der andern Seite liegen die Warteräume. Eine Wechselstube ermöglicht es dem Ausländer, gleich hier sein Geld gegen deutsche Münzen einzutauschen. Dort hängen zwei Tafeln mit der Aufschrift: Ankunft — Abfahrt. Da sehen wir erst, welche eine große Zahl von Zügen hier täglich verkehrt.

Nun treten wir auf den Vorplatz hinaus und überblicken ein weites, freies Gelände. Rechts halten die Straßenbahnen, links liegen die Parkplätze der Autos. Dazwischen beleben Grünflächen die graue Eintönigkeit des Asphalts. Wir wollen die Stadt kennen lernen und gehen darum zu Fuß nach Königsberg hinein. An der Haberberger Kirche mit ihrem

hohen, spitzen Turm vorbei kommen wir in die *Vorstädtische Langgasse*. Soweit wir sehen, reicht die lange Zeile der Häuser. Je weiter wir in die Stadt hineinkommen, desto stärker wird der Verkehr. Eine Straßenbahn nach der andern überholt uns. Ihr Klingeln warnt die Fußgänger, die die Straße überqueren. Noch schneller als die Straßenbahnen aber sind die Autos, die nur so vorbeisaußen, wenn sie freie Fahrt haben. Langsam bewegen sich einige hochbeladene Fuhrwerke, von kräftigen Pferden gezogen, dahin, und gewandte Radfahrer folgen dem Strome des Verkehrs. So mancher von uns denkt: „Hier möchte ich das Radfahren gar nicht wagen.“ Vorsichtig müssen sie aber auch sein und vor allem aufpassen; denn oft genug kommen noch Verkehrsunfälle vor.

Was für ein großes Gebäude steht denn dort rechts am Pregel? Es ist die *Börse*, wo die Kaufleute früher ihre Geschäfte abschlossen. Während wir noch den mächtigen Bau betrachten, heult die Sirene eines Dampfers. Ein kleiner Schlepper zieht ein großes Seeschiff langsam und vorsichtig pregelabwärts und will durch die *Grüne Brücke* hindurch, die gerade vor uns liegt. Plötzlich wird die Straße durch eine Schranke gesperrt. Der Verkehr staut sich zu beiden Seiten. Da klappt die Brücke auseinander, und bald stehen ihre Flügel steil wie zwei dunkle Wände gen Himmel. Langsam fährt das Schiff hindurch. Dann senken sich die Brückenflügel wieder, und die lange Schlange von Straßenbahnen, Autos und Wagen, die inzwischen entstanden ist, setzt sich in Bewegung.

Auch wir wandern über die Brücke hinüber und sind jetzt auf dem *Kneiphof*. Geschäft reiht sich hier an Geschäft, und selbst in den oberen Stockwerken sind Büros und Lagerräume untergebracht. Wie verschieden die Häuser sind! Hier steht ein ganz modernes Haus mit glatter, breiter Front und großen Fenstern. Daneben aber sieht ein schmales, hohes Haus wie eingeklemmt aus. Es steht mit dem Giebel nach der Straße. So wurden die Häuser in alter Zeit gebaut.

Auf dem Kneiphof, abseits des Verkehrs, erhebt sich der *Dom*, Königsbergs ältestes, schönstes und größtes Gotteshaus (Abb. 15). Wir biegen in eine der Nebenstraßen rechts ab. Es ist die *Brodbänkenstraße*, und später kommen wir noch an der *Fleischbänkenstraße* vorbei. Das sind doch eigentümliche Namen. Ja, sie stammen noch aus der Zeit, als jedes Handwerk eine festgeschlossene *Zunft* bildete. Auch die alten Häuser schauen uns mit ihren grauen Mauern und hohen Giebeln an wie Zeugen jener längst vergangenen Zeit. Damals baute man nicht so frei und weit wie heute. Die Stadt war ja von einer Mauer umschlossen. Was brauchte man auch so breite Straßen! Autos und Straßenbahnen gab es nicht. Wir malen uns aus,

wie die würdigen Kaufleute und ehrsamten Handwerker hier am Sonntag gemächlich zum Gottesdienst gingen. Da grüßt uns auch schon der Dom mit seinem roten Ziegeldache, mit dem Dächreiter darauf und dem spitzen Rundturm. Hochmeister und Herzöge haben in der Gruft dieser Kirche ihre letzte Ruhe gefunden.

Doch nun zurück zur Hauptstraße. Bald stehen wir vor dem Kaiser-Wilhelm-Platz. Hier ist ein anderes Leben als in dem stillen Domwinkel. Zwei Hauptstraßen kreuzen sich. Wir stehen so recht im Mittelpunkt des alten Königsbergs. Unaufhörlich braust der Verkehr an uns vorüber. Ruhig und sicher steht in all dem Trubel der Verkehrspolizist, der in seiner weißen Uniform weithin sichtbar ist. Jetzt hebt er die Hand, und wir eilen über die Straße hinüber.

Vor uns erhebt sich groß und gewaltig das Schloß mit seinem über 90 Meter hohen Turm (Abb. 13). Plötzlich dringt durch all den Lärm Musik an unser Ohr. Auf dem Rundgang des Turmes steht ein Bläserchor. Er spielt wie in alter Zeit um 11 und um 21 Uhr einen Choral.

Wir wandern an der alten Südmauer des Schlosses mit ihren Wehrgängen und Ecktürmen entlang und steigen den Schloßberg hinauf. Vom Schloßplatz treten wir durch das alte Tor in den Schloßhof und überblicken nun das gewaltige Biered der Gebäude. Sie stammen natürlich nicht alle aus der Ordenszeit, sondern die preußischen Herzöge und Könige haben Erweiterungen und Umbauten vorgenommen. Von der alten Burg ist nur noch wenig vorhanden. Der weite Schloßhof wird im Westen durch die Schloßkirche begrenzt. Hier fand am 18. Januar 1701 die Krönung Friedrichs I. und seiner Gemahlin statt.

Wenn wir an den Denkmälern am Schloß vorbeiwandern, so ist es, als blättern wir in einem Geschichtsbuch. Da steht Herzog Albrecht, der die Universität Königsbergs gründete. Am Schloßplatz erhebt sich vor dem Reichsbankgebäude das Standbild des ersten Preußenkönigs. An der Südwestecke der Schloßmauer erblicken wir die Gestalt Wilhelms I. und auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz selbst das Denkmal seines Eisernen Kanzlers. Sie alle haben mitgearbeitet an dem Aufstieg Preußens.

Wir steigen jetzt in die Straßenbahn und fahren den Steindamm entlang. Auch er ist eine der wichtigsten Verkehrs- und Geschäftsstraßen der Stadt. Plötzlich hört die geschlossene Häuserreihe zu beiden Seiten auf. Die Innenstadt ist zu Ende. Da ruft der Schaffner auch schon: „Adolf-Hitler-Platz!“ Wir steigen aus. Große neue Gebäude rahmen den Platz ein. Da ist der Nordbahnhof, von dem aus die Züge nach Cranz

und Kauschen fahren. Dieser mehrstöckige Bau ist das Stadthaus, und dort sehen wir das neue Rundfunkgebäude. Die gegenüberliegende Ecke nimmt das Gericht ein, und jener weite Platz mit den vielen Hallen ist das Messengelände.

Hier draußen ist alles weiträumiger gebaut als in der Innenstadt. Königsberg war früher eine Festung. Breite Mauern mit hohen Toren, starke Türme, Wälle und tiefe Gräben umgaben die Stadt. So konnte sich die Stadt nicht ausdehnen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts beseitigte man die Festungsanlagen überall da, wo sie den Verkehr behinderten oder dem Wachstum der Stadt im Wege waren. Alles übrige wurde aber nicht einfach abgerissen oder zugeschüttet, sondern Königsberg hat aus seinen alten Festungswerken prächtige Grünanlagen geschaffen, wie sie nur wenige Städte besitzen. Sie sind heute das Ziel vieler Spaziergänger, und die Kinder haben dort ihre Spielplätze, wo sie ungestört und ungefährdet spielen können.

Zwei der gewaltigen Festungstürme, der Dohna- und der Wangelsturm, und einige der alten Stadttore aber stehen noch heute als Denkmäler der vergangenen Zeit: das Königstor, das Rossgräber, Sackheimer, Brandenburger und Friedländer Tor.

Außerhalb dieser Tore beginnt das neue Königsberg mit seinen breiten Straßen. Geschlossene sonnige Häusergruppen wechseln ab mit schmucken Villen, die im Grün der Gärten halb versteckt liegen. Sportplätze, Aufmarschplätze und Grünanlagen nehmen hier weite Flächen ein. So legt sich ein ganzer Kranz von Vororten und Siedlungen um den alten Stadtkern; denn Königsberg ist nach dem Kriege schnell gewachsen, und seine Bevölkerung nimmt auch jetzt stetig zu. Das alte und das neue Königsberg aber gehören zusammen. Sie bilden die Großstadt.

3. Auf der Deutschen Ostmesse.

Heute beginnt die Deutsche Ostmesse. Um das hohe Eingangstor drängt sich eine große Menschenmenge. Alle wollen die Messe besuchen.

Auch wir betreten das Messengelände (Abb. 17). Welch ein farbenprächtiges Bild! Welch ein geschäftiges Leben hier herrscht! In den langen, geräumigen Hallen haben Firmen aus allen Teilen Deutschlands ihre Waren ausgestellt. Es ist, als wenn man aus einem großen Kaufhaus ins andere geht. Hier sehen wir Stoffe aller Art und in allen Farben. Dort sind Möbel und ganze Zimmereinrichtungen ausgestellt. Eine andere Halle zeigt uns

neue, praktische Wirtschafts- und Küchengeräte, und überall zieht ein Strom von Besuchern hindurch, der gar kein Ende nehmen will. Nur mit Mühe gelangen wir aus einer Halle in die andere.

In der Mitte des Geländes sind landwirtschaftliche Maschinen ausgestellt; doch dieser Platz genügte nicht mehr. Darum hat man einen Teil des Trommelparkes als Ausstellungsgelände hinzugenommen. Hier stehen vor allem Dreschmaschinen, Pflüge, Eggen und praktische Arbeitswagen in allen Größen und Ausführungen. Dort werden gerade die Vorzüge eines neuzeitlichen Getreidemähers erklärt. Es ist so recht eine Schau für den ostpreussischen Landmann, der hier alle die Maschinen vorfindet, die ihm bei seiner schweren Arbeit helfen sollen, um recht gute Ernten zu erzielen. Ostpreußen muß ja nicht nur seine Bewohner ernähren, sondern noch viele Lebensmittel für die dichter bevölkerten Gegenden Deutschlands liefern.

In einigen Hallen des Messengeländes haben ausländische Kaufleute ihre Waren ausgestellt. Diese Räume sind geschmückt mit Landschaftsbildern aus den betreffenden Staaten. Polen, Ungarn, Jugoslawien, Finnland, Lettland, Estland und Litauen sind da vertreten. In einer Halle sehen wir sogar Waren und Bilder aus Manchufo.

Mit jedem der letzten Jahre ist die Zahl der ausländischen Besucher größer geworden, und das ist gut. Die Deutsche Ostmesse ist ja eine Werbeausstellung für gute deutsche Arbeit. Die Kaufleute aus den Randstaaten sollen hier die deutschen Maschinen kennen lernen, um sie in ihrer Heimat einzuführen; denn Ostpreußen muß wieder der Vermittler zwischen Deutschland und seinen östlichen Nachbarn werden.

Nun wollen wir noch einen Blick in das Schlageterhaus werfen. Es ist jetzt auch ein großer Ausstellungsraum geworden. Beim Eintritt empfängt uns ein Lärm wie in einer Fabrik; denn hier stehen Maschinen aller Art, und einige davon sind in Betrieb, damit man ihre Arbeitsweise sehen kann. Dabei halten wir uns nicht lange auf; aber die Autoausstellung, die ist fein! Da steht neben einem kleinen, billigen Wagen ein ganz teures, großes Auto. Dort wird gerade der Kauf eines schweren Lastautos abgeschlossen, und hier sehen wir die kleinen, flinken Lieferwagen, die in den Städten die Pferdefuhrwerke immer mehr verdrängen.

Überall, wohin wir auf unserer Wanderung durch die Ostmesse kommen, herrscht reges Leben. Die Messe ist zu einem wichtigen Ereignis für unsere Provinz geworden. Mit jedem Jahr nimmt die Zahl der Besucher zu, und

auch die Zahl der Firmen, die hier ihre Waren ausstellen, wird jährlich größer. So steigt auch die Bedeutung der Ostmesse als sicheres Zeichen dafür, wie Königsbergs und Ostpreußens Handel gerade in den letzten Jahren unter der Führung Adolf Hitlers wieder tüchtig zugenommen hat.

4. Der Königsberger Hafen.

Der Königsberger Hafen ist so alt wie die Stadt selbst; denn diese war von ihrer Gründung an eine Seehandelsstadt. Der Pregel, der sich oberhalb Königsbergs in zwei Arme teilt, fließt durch die Stadt hindurch. Seine Arme umschließen den Kneiphof und vereinigen sich dann an der Grünen Brücke. Von hier aus fließt der Strom nach Westen in das Frische Haff.

Diese Pregelarme und der Pregel selbst bis zur alten Eisenbahnbrücke bilden den alten Königsberger Hafen. Hier lagen schon zur Ordenszeit die Schiffe der Hanse, die aus dem fernen Norwegen Heringe brachten und dann mit preußischem Getreide nach England oder Belgien fuhren; denn Königsberg war schon damals ein wichtiger Getreidehafen. Als die Schiffe größer gebaut wurden und mehr Tiefgang hatten, wurde auch der Pregel vertieft, vor allem an den Ufern. Senkrechte Mauern und starke Pfähle bildeten das Bollwerk, an dem auch die großen Schiffe anlegen konnten. Wenn die Waren nicht sofort weiterbefördert wurden, mußten sie lagern. Dazu dienten die Speicher. Auf der Lastadie am Hundegatt, dem Pregelstück zwischen der Krämerbrücke und der Grünen Brücke, steht ein Speicher neben dem andern (Abb. 14). Hoch und schmal drängen sich die mehrstöckigen Fachwerkbauten zusammen, die fast alle ein in Stein gehauenes Kennzeichen tragen, z. B. einen Elefanten, einen Adler oder eine Palme. Die meisten dieser Speicher sind schon sehr alt. Der eine trägt eine Tafel mit der Inschrift: Erbaut um 1600. Wenn der so erzählen könnte, was er gesehen und erlebt hat!

Etwas weiter flußabwärts liegen die neuen Speicher, die Werfthalle und der Aschhof, die im Gegensatz zu den alten breit und lang und dafür nicht so hoch gebaut sind. Elektrisch betriebene Kräne greifen hinein in den Bauch der Schiffe und laden die Fässer und Säcke sogleich in Eisenbahnwagen oder in die geräumigen Hallen.

In dem Hafen herrscht vom Frühjahr bis zum späten Herbst ein reges Leben, und auch im Winter ruht der Verkehr nie ganz; denn die starken Eisbrecher halten die Fahrrinne auch bei strengem Frost frei. Auf einer Rundfahrt mit dem Motorboot wollen wir den Hafen näher kennenlernen (Abb. 16). Von der Grünen Brücke aus fahren wir zuerst um den Kneiphof

herum, an dessen südlichem Ufer die schwarzen Timberkähne vom Kurischen Haß liegen. Sie bringen die Erzeugnisse der Memelniederung auf den Königsberger Markt. Wettergebräunte Männer und Frauen laden Kartoffeln, Gurken, Kürbisse und Zwiebeln auf kleine Handwagen, um sie im Straßenhandel zu verkaufen. Ist der Rahn leer, dann geht es wieder zurück ins Heimatdorf. Nun wendet unser Boot, und wir fahren am Fischmarkt vorbei, wo es am Vormittag immer lebhaft zugeht. Aus den Speichern der Lastadie werden gerade einige Seeschiffe beladen, und weiter pregelabwärts liegt auf der rechten Seite ein großer Kohlendampfer, der mit seiner Fracht aus England gekommen ist und sie hier für eine Königsberger Firma löscht. Der „Greifer“ fährt in den Laderaum hinein und holt eine gute Pferdefuhre Kohlen auf einmal aus dem Schiff heraus.

Nun geht es an der alten Eisenbahnbrücke, die nicht mehr in Betrieb ist, vorbei, und bald kommen wir an die neue zweistöckige Reichsbahnbrücke. Donnernd fährt oben ein Zug hinüber, während darunter Fußgänger und Fahrzeuge ihren Weg nehmen. Wenn ein großer Dampfer hier hindurchfahren will, so wird diese Brücke nicht hochgezogen wie die andern Königsberger Brücken, sondern sie dreht sich auf ihrem gewaltigen Mittelpfeiler in die Stromrichtung und gibt so zwei Wasserstraßen frei.

Pregelabwärts sehen wir rechts die Königsberger Gasanstalt und die weiträumigen Holzlagerplätze eines Dampfsägewerkes. Dann tauchen zwei Riesenbauten vor uns auf. Es sind die Walzmühle und das Königsberger Lagerhaus, kurz Silo genannt. Dieser Silo wurde vor rund 40 Jahren erbaut und war lange Zeit der größte Speicher der Welt. Er ist 180 Meter lang, 30 Meter breit und erreicht mit seinen 10 Stockwerken eine Höhe von 40 Metern. Was für eine Menge Getreide geht da hinein! 60 lange Güterzüge zu je 60 Wagen, jeder voll beladen, könnten ihn gerade füllen. Ihm gegenüber auf der andern Seite des Pregels liegt der neue Silo, der auch nicht viel kleiner ist. Wie schnell und einfach das Verladen des Getreides hier geht! Früher mußten die Sackträger tagelang die schweren Getreidesäcke schleppen, um ein größeres Schiff zu beladen. Heute fließt das Korn über die hohen Ladebrücken durch halsdicke Röhren aus dem Speicher in den Dampfer. Die Arbeiter haben nichts zu tun, als den Getreideberg zu ebnen, der sich vor ihnen bildet. Nicht viel langsamer geht das Ausladen. Dann senken sich gewaltige Saugrüssel in den Schiffsraum, saugen das Getreide heraus, und ohne Menschenkraft gelangt es in die höchsten Speicherräume.

Weiter geht unsre Fahrt an der zweiten Königsberger Zellstoff-fabrik vorbei; die erste liegt oberhalb der Stadt am Pregel. Diese Werke verarbeiten große Mengen Holz, das heute zumeist aus Finnland und Schweden kommt. Nun wendet unser flinkes Motorboot, und wir sehen auf der andern Pregelseite die Schichau-Werke. Vor der Machtübernahme Adolf Hitlers war auch dieses Werk stillgelegt. Jetzt aber rauchen die Schornsteine wieder, und das Dröhnen der Maschinen kündigt davon, wie es im neuen Deutschland vorwärtsgeht.

Pregelaufwärts geht jetzt unsere Fahrt zurück zur Stadt. Rechts erblicken wir langgestreckte Wasserflächen. Es sind die drei neuen Hafenbecken, die mit großen Unkosten nach dem Kriege erbaut wurden, um Königsberg zu einem erstklassigen Hafen zu machen. Leider erfüllten sich die Erwartungen nicht. Lange Zeit standen die neuen Hafenbecken fast leer. In den letzten Jahren aber hat der Handel tüchtig zugenommen, und es ist zu hoffen, daß Königsberg bald wieder einer der wichtigsten Ostseehäfen wird.

5. Auf dem Königsberger Flughafen.

Vor dem Königsberger Flughafen, der im Osten der Stadt liegt, herrscht heute ein reges Leben. Die Schüler und Schülerinnen der Königsberger Schulen sind zu einer Besichtigung eingeladen. Auf je 40 Besucher gibt es einen Freiflug.

In Gruppen betreten wir den Flugplatz (Abb. 18), eine weite, fast ebene Grasfläche, die im Hintergrunde von Wald begrenzt wird. Links und rechts von dem stattlichen Empfangsgebäude liegen die großen Hallen. Hier werden die Flugzeuge untergebracht, instandgesetzt und vor jedem größeren Fluge gründlich überprüft.

Es ist kurz vor 16 Uhr. Eine Maschine der Lufthansa steht startbereit zum Fluge nach Berlin. Die Motoren springen an, die Propeller beginnen zu surren, und schon setzt sich das Flugzeug in Bewegung. Es dreht und startet gegen den Wind. Schnell steigt es in die Höhe, und nach kurzer Zeit verschwindet es im Westen. In ungefähr drei Stunden sind die Fluggäste schon in Berlin. Der D-Zug braucht für diese Strecke sieben bis acht Stunden.

Unsere Gruppe kommt jetzt zur Besichtigung einer Maschine heran. Der Beamte der Lufthansa erklärt und beantwortet viele Fragen, die Jungen und Mädchen dürfen sogar in die Kabine hineinklettern und sich einen Augenblick in die Sessel setzen. Wie stolz sie da sind!

Nun geht es zu den Flugzeugen, die für den Rundflug über Königsberg bestimmt sind. Ist das eine Aufregung! In freudiger Erwartung klettern wir in die Kabine. Manch einem wird doch etwas ängstlich zumute. Da heult der Motor auf, in schneller Fahrt geht es ein Stück über den Flugplatz, und dann scheinen Menschen, Häuser und Bäume unter uns hinwegzusinken: wir fliegen.

Immer höher steigt das Flugzeug, immer weiter wird unser Blickfeld. Jetzt übersehen wir fast die ganze Stadt; aber wir können uns anfangs gar nicht in dem Stadtbild zurechtfinden. Nun erkennen wir das dichte Häusermeer der Innenstadt, umgeben von dem Grüngürtel der alten Festungsanlagen. Unser Pilot lenkt das Flugzeug auf das Schloß zu. Jetzt liegt das gewaltige Biersck gerade unter uns. Wie pußig das Leben und Treiben auf dem Kaiser-Wilhelm-Platz aussieht! Wie klein die Menschen erscheinen!

Das Flugzeug wendet nach Süden. Deutlich erkennen wir, wie die Pregelarme die Insel des Aneiphofs umschließen und sich dann vereinigen zu einem breiten Strom, den wir bis zu seiner Mündung verfolgen können.

Weiter geht unser Flug über den Hauptbahnhof und den Hafen. Dann klettert das Flugzeug höher hinauf. Die Häuser und Bäume werden kleiner, die Straßen schmaler. Wie mag Königsberg aus noch größerer Höhe aussehen? Da müßten wir die Wetterflieger fragen. Die steigen jeden Tag bis zu 5000 Meter auf, um Windstärke und Windrichtung dort oben festzustellen, denn am Flughafen liegt auch die Königsberger Wetterstation.

Unsere Maschine hat mittlerweile ihren Rundflug beendet. Es geht wieder hinunter, und die Erde scheint uns entgegenzukommen. Da liegt ja schon der Flughafen. Sanft setzt das Flugzeug auf dem Boden auf, rollt noch ein Stück und steht dann still. Wir steigen aus und sind noch ganz benommen von den Eindrücken unserer Reise durch die Luft.

Das Samland.

1. Eine Fahrt durch den Königsberger Seekanal nach Pillau.

Die strahlende Sonne am wolkenlosen Himmel verspricht uns einen guten Tag. Da wollen wir mit dem Dampfer nach Pillau fahren. In rascher Fahrt geht es pregelabwärts vorbei an den Speichern und Industrieanlagen. Der Pregel ist jetzt ein etwa 200 Meter breiter Strom, der langsam durch die Wiesen dahinschleicht. Auf der rechten Seite begleitet ihn der Holsteiner Damm, der das flache Land vor Überschwemmungen



Abb. 13 Kronungsstift in Königsberg (Pr)

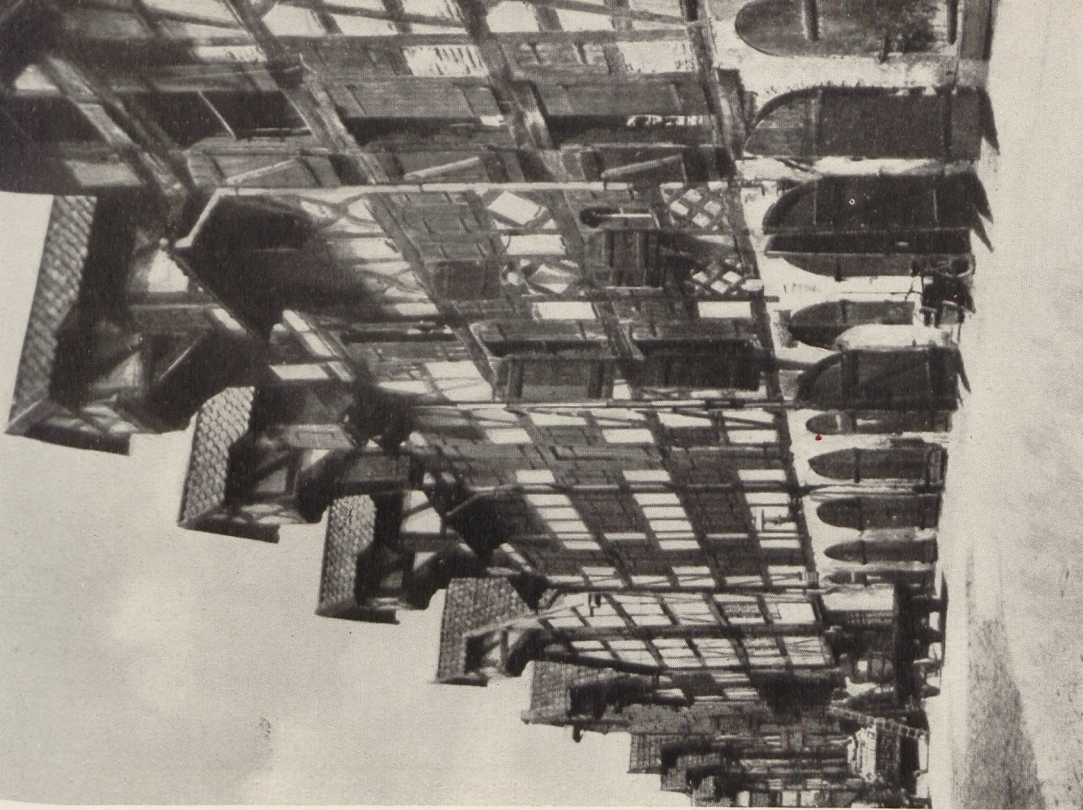


Abb. 14 Königsberg (Pr). Alttes Speicherviertel



Abb. 15 Königsberg (Pr). Dominsel mit alter Universität



Abb. 16 Königsberg (Pr). Im Hafen

schützt. Auf dem Strom herrscht ein reges Leben. Der leichte Wind lockt Segler und Paddler hinaus auf das Haff. Breite Hafflommen segeln langsam nach Tolkemit und Elbing, um wieder eine Ladung Ziegel zu holen. In der Mitte des Stromes kommt uns ein großer Dampfer entgegen. An der fremden Flagge und dem uns unbekannten Namen merken wir, daß es kein deutsches Schiff ist. „Der Schwede bringt sicher Holz nach Königsberg“, hören wir da jemand sagen. Es ist also ein schwedischer Dampfer. Der hat eine weite Reise hinter sich. Auf dem rechten Ufer sehen wir das Gut Holstein liegen. Nun sind wir an der Pregelmündung.

Links und rechts stehen die Einfahrtzeichen. Wie kleine Leuchttürme sehen sie aus, und Tag und Nacht brennt in ihnen ein rötliches Licht, das den Schiffern die Einfahrt anzeigt. Wir fahren auf das Haff hinaus. Nicht weit von der Pregelmündung beginnt auf der linken Seite ein Damm, der sich nach Westen hin erstreckt. Auf der Dammspitze steht auch ein kleiner Leuchtturm. Wir fahren jetzt in einem Kanal. Das Haff ist für größere Schiffe viel zu flach. Darum hat man von der Pregelmündung bis Pillau eine Rinne ausgebaggert. Das ist der Königsberger Seekanal. Seine Tiefe beträgt 8 Meter, so daß schon ziemlich große Schiffe nach Königsberg fahren können. In den nächsten Jahren soll der Kanal auf über 10 Meter vertieft und auch verbreitert werden. Dann können auch größere Djeandampfer den Königsberger Hafen erreichen. Der Damm schützt den Kanal vor den Schlammassen des Haffes. Schwarze und rote Tonnen und Bojen, die fest verankert sind, zeigen die Fahrstraße genau an, und in der Nacht ist der ganze Kanal durch das Licht der Seezeichen erhellt. So finden die Schiffe zu jeder Zeit ihren Weg durch den Seekanal. Dort kommt uns ein großer Dampfer entgegen. Auf der Kommandobrücke steht neben dem Kapitän der Lotse. Er führt das Schiff von Pillau bis Königsberg; denn er kennt die Fahrstraße ganz genau.

Immer weiter fährt unser Dampfer nach Westen. Wir kommen an den Dörfern vorbei, die am nördlichen Haffufer liegen, wie Gr.-Hendekrug, Zimmerbude und Peyse. Zahlreiche Fischerkähne schaukeln auf dem Wasser. An den Masten trocknen Netze und Segel. Damit die Fischer auf das freie Haff hinausfahren können, hat man im Damm Lücken offen gelassen. Dort segeln gerade einige Kähne durch eine Lücke hindurch. Die Fischer kehren heim von ihrem nächtlichen Fang. Hinter diesen Haffdörfern sehen wir die großen Wälder der Raporner Heide.

Jetzt hört der Damm vorübergehend auf. Es geht hinaus auf die freie Fischhausener Wiek. Nach Süden überblicken wir die weite Fläche des Haffes. Im Norden erkennen wir die kleine Stadt Fischhausen,

und etwas westlich davon grüßt vom hohen Uferrand die alte Ordensburg *Vochstädt* herüber, in der Heinrich von Plauen, der tapfere Verteidiger der Marienburg, die letzten Jahre seines Lebens zubachte. Dicht bei *Vochstädt* geht eine flache Senke quer durch die *Nehrung*. Hier befand sich früher ein *Tief*, durch das die Schiffe nach Königsberg fuhren. Es versandete später, und heute ist das *Pillauer Tief* der einzige Zugang zum *Haff*.

Da steht ja schon hoch und wuchtig der Leuchtturm von *Pillau*. Wir fahren in den Hafen hinein (Abb. 21). *Pillau* ist heute nicht nur ein wichtiger Fischerei- und Handelshafen, sondern auch ein Kriegshafen. Dort liegen einige Torpedoboote. Deutschland ist ja wieder eine Seemacht geworden. Unser Dampfer legt am Bollwerk an. Nicht weit von uns liegt schon ein Dampfer, ein großes, stolzes Schiff, die „Stadt Marienburg“. Viele Leute stehen auf dem Oberdeck und winken Angehörigen und Bekannten auf dem Lande zu. Die Sirenen heulen, die „Stadt Marienburg“ fährt langsam durch das Tief auf das Meer hinaus. Sie ist eines der vier Schiffe vom „Seediens Ostpreußen“, der im Sommer den Verkehr zur See zwischen unserer Heimatprovinz und den wichtigsten deutschen Ostseehäfen sowie der Stadt Danzig vermittelt.

Dicht bei unserer Anlegestelle sehen wir das Denkmal des Großen Kurfürsten. Die alten Kanonen daneben standen einst im Fort Groß-Friedrichsburg in Afrika an der Goldküste, als der Große Kurfürst dort eine Kolonie gründete und seine Handelsschiffe von *Pillau* aus in die Welt sandte.

Viel Neues haben wir heute gesehen und gehört. Nun wollen wir aber daran denken, daß *Pillau* auch ein Badeort ist. Also hinaus an den Strand und hinein in die See!

2. Ein Ausflug nach *Cranz*.

„Heute fahren wir nach *Cranz*! Heute geht es an die See!“ Das hören wir immer wieder aus dem Stimmengewirr der Kinder heraus, die am Königsberger Nordbahnhof versammelt sind. Wer möchte nicht im Sommer eine Fahrt an die schöne *Samländküste* machen! Von Königsberg ist es nicht weit. Nur ungefähr eine halbe Stunde dauert die Fahrt.

Raum hält der Zug in *Cranz*, so geht es natürlich zuerst an die See. Unterwegs begegnen wir Frauen, die frisch geräucherte Flundern verkaufen. *Cranz* ist ja nicht nur ein Badeort, sondern auch ein Fischerdorf, das vor allem durch seine Flundern bekannt ist (Abb. 22). Einige Fischer gehen an ihre Boote, um zum Fang auf die See hinauszufahren. Wir begleiten sie

zum Strand. Da liegen die Boote, auf das Land hinaufgezogen, damit die Wellen sie nicht hinwegspülen. Nicht weit davon hängen die Netze an langen Stangen zum Trocknen.

Die kräftigen Männer schieben die schweren Boote auf Rollen in das Wasser hinein. Nun werden die Netze und Tauer von den Stangen genommen und in den Booten verstaут. Heute ist die Arbeit nicht schwer; denn die See ist ruhig. Bei starkem Seegang aber schlagen die Boote leicht voll Wasser.

Die Fischer haben jetzt die Segel gesetzt. Der Wind strafft die Leinwand, und in flotter Fahrt geht es hinaus auf das weite Wasser. Wir blicken den dahinsegelnden Booten nach. Wie gerne möchten wir einmal mitfahren! Immer weiter entfernen sich die Schiffe vom Strand, immer kleiner werden sie. Jetzt sehen wir sie nur noch als Punkte am Horizont, wo Himmel und Wasser sich zu berühren scheinen, und endlich sind sie ganz aus unserm Blickfeld verschwunden.

Am Strand herrscht lustiges Leben. Die Kinder spielen im Sand, bauen daraus Burgen und bestecken sie mit Ästen und Zweigen, die das Wasser bei Sturm angespült hat. Die Badegäste tummeln sich in der See oder lassen sich von Sonne und Wind bräunen. Wir machen hier auch halt. Schnell ziehen wir den Badeanzug an und dann hinein ins klare Wasser! So ein Bad in der salzigen See ist herrlich. Wir legen uns dicht am Ufer lang hin und lassen uns von den kleinen Wellen überspülen.

Nach dem erfrischenden Bad legen wir uns in den warmen Sand. Dabei müssen wir aber vorsichtig sein und uns vor Sonnenbrand hüten.

Hier am Strande möchten wir lange liegen. Der leichte Seewind bringt etwas Kühlung, und unaufhörlich dringt das leise Rauschen der Wellen an unser Ohr. Wir können uns nicht recht vorstellen, daß die Ostsee auch gefährlich sein kann. Da müßten wir aber einmal an einem stürmischen Tage am Strande sein. Wie ganz anders sieht es dann hier aus! Hohe Wellen rauschen heran und ergießen sich über den breiten Strand, bis sie von dem ansteigenden Lande aufgehalten werden. Dann ist auch das Baden sehr gefährlich; denn das zurückflutende Wasser reißt den Nichtschwimmer leicht in die Tiefe. Selbst für einen guten Schwimmer ist es an solchen Tagen gewagt, sich dem Meere anzuvertrauen. Schon mancher hat seinen Übermut und seinen Leichtsinn mit dem Leben bezahlen müssen.

Viel zu schnell vergehen uns die Stunden am Strand. Wir müssen aufbrechen und die Heimreise antreten. Auf dem Wege zum Cranzer Bahnhof nehmen wir noch ein paar frisch geräucherte Flundern mit, die uns herrlich schmecken sollen.

3. Eine Wanderung am Samlandstrand.

Wir wollen auf einer Wanderung den schönen Samlandstrand kennenlernen. Frühmorgens brechen wir von Cranz auf und wandern nach Westen. Bald ändert sich das Bild der Küste. Der flache Strand wird schmaler. Scharf und steil bricht das Land ab. Die Steilküste beginnt.

Drei Stunden sind wir von Cranz aus unterwegs. Jetzt haben wir die Rantauer Spitze erreicht. Blicken wir zurück, so sehen wir, daß die Küste in einem flachen Bogen verläuft. Nun kommen wir an Neukuhren vorbei. Es ist der einzige Ort an der Samlandküste, der einen kleinen künstlichen Hafen besitzt. Starke Steindämme, Molen genannt, schützen ihn bei Sturm vor den Wellen, so daß die Segelschiffe und Fischerboote hier sicher liegen.

Sinter Neukuhren gehen wir auf der Steilküste weiter und nähern uns den Badeorten Rauschen und Georgenswalde. Vor wenigen Jahrzehnten war Rauschen noch ein unbekanntes kleines Fischerdorf, wie so viele andere Badeorte an der samländischen Küste. Heute ist es ein Kurort, den jährlich Tausende von nah und fern aufsuchen, um an der See und in den Wäldern der Umgebung Erholung zu finden. Die Wege an der Steilküste sind gepflegt. An den Vorsprüngen laden bequeme Bänke den Wanderer zum Verweilen ein; denn wunderschön ist der Blick auf das weite Meer, die steilen Hänge mit ihrem Baumwuchs und die tiefen Schluchten.

Durch die Wolfsschlucht bei Warnicken gehen wir hinunter zum Strand. Hier können wir besonders gut beobachten, wie das Meer die Küste angreift, zerstört und sich immer weiter in das Land hineinfrißt. Wenn im Frühjahr und im Herbst die schweren Stürme über die See brausen, rollen die Wellen über den Strand hinweg bis an den Steilhang und unter-spülen ihn (Abb. 20). Die Regengüsse weichen den Erdboden auf, und bald stürzt hier, bald da ein Stück des Hanges ab mitsamt den Bäumen und Sträuchern, die darauf wuchsen. Die Abbruchstellen werden oben durch Geländer gesichert und die Wege landeinwärts verlegt, damit der Wanderer die gefährlichen Stellen nicht betritt. Dort hat sich ein Baum schon ganz nach der Seite geneigt. Einige Wurzeln halten ihn noch fest; aber der nächste Sturm wird ihn in die Tiefe stürzen. So weicht die Küste jährlich ungefähr einen Viertelmeter zurück. Die Zerstörung würde noch schneller fortschreiten, wenn nicht die Wurzeln der Bäume, Sträucher, Gräser und Blumen den Boden etwas befestigten. Darum ist es streng verboten, hier etwas abzupflücken. Die Steilküste ist Naturschutzgebiet.

Die Wellen nehmen die abgestürzte Erde hinaus in die See. Nur die schweren Steine bleiben liegen. Der Mensch sieht aber heute nicht mehr untätig zu, wie das Meer immer weiter vordringt. Er will seinen Boden schützen vor den heranrollenden Wellen. Darum hat man die B u h n e n erbaut. Das sind Dämme, die etwa 50 Meter in die See hineinreichen. Hochauf spritzt das Wasser, wenn die Wellen dagegen schlagen. Die Buhnen sollen den Sand festhalten, den die Strömung heranzführt, damit ein breiter Sandstrand entsteht, der die Steilküste schützt.

Wir setzen unsere Wanderung nach Westen wieder fort und kommen an dem Fischerdorf Gr. = K u h r e n vorbei zur höchsten Erhebung der Küste, zum W a c h t b u d e n b e r g, der steil zur See abbricht. Von seiner Höhe können wir den Verlauf der Küste weit überblicken. Wie eine Festungsmauer sieht sie aus mit ihren Spitzen und Vorsprüngen, und die windzerzausten Bäume gleichen den Posten, die den Angriff des Feindes erwarten.

Nun sind es nur noch 2 Kilometer bis B r ü s t e r o r t. Hier wendet sich die Küste nach Süden. Diese Ecke ist für die Schifffahrt besonders gefährlich; denn Steinbänke, die dicht unter dem Wasserspiegel liegen, reichen weit ins Meer hinaus. Darum ist der L e u c h t t u r m erbaut worden, der die Schiffer bei Nacht durch sein Blinkfeuer warnt und ihnen den Weg weist. Bei Nebel hallt der dumpfe Ton der H e u l b o j e weit auf das Meer hinaus. Diese äußerste Ecke des Samlandes ist den Wellen besonders stark ausgesetzt. Hier hat das Meer früher einen Streifen nach dem andern von der Küste abgerissen. Darum schützt jetzt eine starke Steinmauer diesen Küstenfau, und donnernd schlagen die Wellen gegen die schweren Steinflöze, als ob sie dem Menschen zürnten, der sie in ihrem Zerstörungswerk hindert.

4. Vom Bernstein.

Wer kennt es nicht, das Gold des Samlandes! Schon die Frauen der vornehmen Römer schmückten sich mit dem goldglänzenden Stein, den römische Kaufleute von den Goten, den westlichen Nachbarn der Preußen, einhandelten, vielleicht auch von diesen selbst. Die Preußen verkauften dem fremden Händler gern ihren Bernstein gegen gute Waffen aus Bronze oder Eisen, schöne Gläser und Glasperlen und feine Stoffe; denn Bernstein gab es ja hier im Lande genug. An der Küste des Samlandes fand man ihn im Ufersand, und jeder Sturm warf wieder eine Menge davon ans Land.

Was ist eigentlich Bernstein? Ein Stein, wie man nach dem Namen vermuten könnte, ist er nicht; denn Steine brennen nicht. Bernstein aber brennt und verbreitet dabei einen angenehmen Geruch. Betrachten wir in einer größeren Bernsteinsammlung die einzelnen Stücke genauer, so werden wir in dem einen vielleicht ein Stück von einem Blatt, in dem andern den Rest einer Kiefernadel, in einem dritten ein Insektenbeinchen oder ein Flügelchen finden. Ja, es gibt Stücke, in denen ein kleines Insekt ganz eingeschlossen ist. Da ruht es nun wie in einem gläsernen Sarge, und Bernsteinstücke mit solchen Einschlüssen sind besonders wertvoll. Wie aber kamen sie da hinein? Der Bernstein ist das Harz einer Kiefer und vor Tausenden von Jahren entstanden. Auch das Holz unserer Nadelbäume ist sehr harzreich, und wenn ein Baum angeschlagen wird, so fließt Harz heraus und verschließt die Wunde. Dabei werden auch heute oft Nadelstückchen oder Insekten eingeschlossen, die in der klebrigen Masse haften bleiben.

Jener Bernsteinwald wuchs aber nicht da, wo jetzt der Bernstein gefunden wird, sondern weit nördlich von Ostpreußen. Heute flutet dort die Ostsee; damals aber breitete sich ein Festland mit großen Wäldern aus. Darin standen auch die so harzreichen Bernsteinkiefern. Die Bäume wurden alt, stürzten und verfaulten. Das Harz aber war dauerhafter. Es blieb am Boden liegen und wurde mit der Zeit hart wie Stein.

Dann wühlten gewaltige Erderschütterungen Grund und Boden auf. Das Land senkte sich. Das Meer überflutete die Bernsteinwälder und den Bernstein, der sich im Lauf der Jahrtausende angesammelt hatte.

Die Strömungen und die Wellen führten ihn nach Süden bis an die Küste des Samlandes. Hier blieb er liegen und wurde im Laufe der Zeit mit einer dicken Ton- und Sandschicht bedeckt.

Auch heute noch findet man Bernstein im Sand der samländischen Küste; meist aber sind es kleine Stücke. Bei Sturm aber bringen die Wellen aus den Schichten des Untergrundes auch große, wertvolle Stücke ans Ufer. Fischer in langen Wasserstiefeln stehen mit Keschern mitten in dem land- und seewärts flutenden Wasser, schöpfen den Bernstein und liefern ihn gegen Entgelt beim Strandvogt des nächsten Dorfes ab.

Das genügt aber nicht, um den Bedarf an Bernstein zu decken, denn dieses edle Harz wird heute in Deutschland und auch in andern Ländern viel begehrt. Darum hat man schon vor dem Kriege den Bernstein bergmännisch gewonnen. In Kraxtepellen bei Palmnicken an der Westküste des Samlandes befindet sich das Bergwerk (Abb. 24). Unter den Lehm- und Sandschichten der Oberfläche lagert eine tonige, blauschwarze Erde, die der Bergmann die „Blaue Erde“ nennt. Sie enthält den Bernstein. Früher

stiegen die Bergleute auf Leitern in Schächten zur „Blauen Erde“ hinunter. Sie hackten die Erde los und legten die großen Bernsteinstücke, die sie dabei fanden, in leinene Beutel. Diese Art der Bernsteingewinnung war aber sehr teuer. Deshalb ist man vor Jahren zum Tagebau übergegangen. Große Bagger räumen die oberen Erdschichten, die 20—40 Meter stark sind, hinweg. Dann schürft ein anderer Bagger die Blaue Erde ab. Sie wird in Loren geschüttet und zur Wäscherei gebracht. Hier kippen Arbeiter die Loren auf einen Koft aus. Polternd stürzt die Erde herab. Dann sausen kräftige Wasserstrahlen in die Erdmassen, weichen sie auf und verwandeln sie in eine schlammige Masse, die durch mehrere übereinanderliegende Koste abfließt. Der Bernstein bleibt dabei zwischen den Eisenstäben liegen und wird gesammelt. Damit auch kleine Stücke nicht verloren gehen, ist das Gitter des untersten Kostes nur noch 3 Millimeter breit.

Der Bernstein wird nun nach Größe und Farbe geordnet. Die kleinen Stücke, die zu Schmuck oder Gebrauchsgegenständen nicht zu verwerten gehen, werden zuerst im Werk zusammengeschmolzen und zu Preßbernstein verarbeitet. Die größeren Stücke kommen nach den Staatlichen Bernsteinwerken in Königsberg. Was läßt sich nicht alles aus Bernstein herstellen! Künstler entwerfen die Vorlagen, und geschickte Arbeiter stellen danach Ketten, Anhänger, Armbänder, Pfeifen, Aschbecher, Bucheinbände, Lampen und noch vieles andere her. Auch zu Winterhilfsabzeichen hat man schon mehrmals Bernstein verarbeitet, und wenn unsere Heimatprovinz dem Führer ein Geschenk übersendet als Zeichen ihrer Liebe und Treue, so ist es meist eine kunstvolle Arbeit aus den Staatlichen Bernsteinwerken.

5. Am Galtgarben.

Quer durch das Samland zieht sich in nord-südlicher Richtung das Altfgebirge. Gebirge? Welch ein stolzer Name! Wir denken dabei an hohe Berge, tiefe Schluchten, an Felsen und brausende Bäche. So etwas gibt es im Samland natürlich nicht. Das Altgebirge erscheint aus der Ferne als ein bewaldeter Höhenzug. Beim Näherkommen sehen wir, daß er aus einzelnen Höhen besteht. Wir wandern über einige Hügel hinweg. Jetzt geht es wieder hinunter in eine Senke, die rings von Bergen umgeben ist. Wie in einem Kessel kommen wir uns hier vor. Der Boden ist feucht. Weiden- und Birkengesträuch wächst hier, und dicht daneben gewinnen Bauern in einem Torfstich ihren Brennvorrat für den Winter. Vorsichtig wandern wir über den feuchten Grund des Kessels, und bald geht es wieder hinauf auf die Höhe.

Nun befinden wir uns auf dem *Kamm* eines langen *Rückens*. Vor uns erhebt sich der *Galtgarben*. Er ist mit seinen 111 Metern der höchste Berg des Samlandes. Sein Gipfel ist geebnet, und auf dieser Plattform erblicken wir das eiserne Landwehrkreuz. Es ist zum Gedächtnis an die Freiheitskriege 1813—1815 errichtet worden. Auf dieser Höhe steht auch der *Bismarkturm*.

Wir besteigen ihn und haben eine weite Fernsicht, besonders im Herbst, wenn die Luft klar und rein ist. Ein herrliches Landschaftsbild breitet sich vor uns aus, übersehen wir doch von hier oben den größten Teil des Samlandes. Ringsum liegen bewaldete Hügel, weite Felder und Wiesen. Dazwischen erheben sich die stattlichen Wohnhäuser der Landwirte und die langgestreckten Häuschen der Landarbeiter sowie die großen Wirtschaftsgebäude. Nicht so zahlreich sind Dörfer, deren Gehöfte im Vergleich zu den Gütern so klein erscheinen. Hier und dort schaut der Turm eines Dorfkirchleins hervor. So manches dieser alten Gotteshäuser ist schon zur Ordenszeit erbaut worden. Und jene kleinen, neuen Gebäude, die so zerstreut liegen? Es sind Siedlungen, die in den letzten Jahren erbaut wurden. Bauern wohnen und arbeiten dort auf eigener Scholle.

Jetzt lassen wir unsern Blick ganz in die Ferne schweifen. Bei klarem Wetter sehen wir im Norden und Westen die silbern schimmernde *Ostsee*. Im Nordosten verschwindet am Horizont der schmale Streifen der *Kurischen Nehrung*, im Süden erblicken wir die großen Wälder am *Frischen Haff* und dahinter das Haff selbst. Dort mündet der *Pregel*, und ein Stück östlich davon tauchen die Türme der Stadt *Königsberg* auf.

Heute ist es ziemlich still auf dem Galtgarben. Nur wenige Ausflügler haben mit uns die Wanderung gemacht. Was für ein Leben herrscht hier aber im Winter, wenn der Schnee die Höhen und Senken bedeckt, und die ganze Landschaft in herrlichem Weiß erstrahlt (Abb. 19)! Dann ist der Galtgarben das Ziel der Wintersportler, und besonders an den Sonntagen rücken sie in großen Scharen an. Auf den Hängen der einzelnen Ruppen versuchen die einen die Kunst des Schilaufens. Die andern sausen mit dem Rodelschlitten zu Tal. Alle, die sich auf den schmalen Brettern schon sicher fühlen, sammeln sich an der neuen *Ostpreussenschanze*. Den geschickten Springer lohnt der Beifall der Zuschauer; aber wer sich überschlägt, daß der Schnee nur so stäubt, braucht sich auch nicht zu schämen. Andere machen es ihm nach, und doch herrscht überall Freude und Frohsinn.

Auch im Frühjahr und Sommer geht es auf dem Galtgarben oft lebhaft zu. So manche Feier wurde auf ihm und seiner Festwiese abgehalten.

Jeder Königsberger muß ihn besucht haben, so will's der alte Brauch der nahen Pregelstadt.

Der Galtgarben ist gewöhnt, viel zu erleben. Wenn in alter Zeit die Feinde das Samland bedrohten, so loderten auf seiner Höhe Feuerbrände auf. Sie riefen die Preußen in die feste Fliehburg auf dem steilen Bergesrücken, die ihnen Schutz und Sicherheit bot. Holzstöße prasselten, wenn die weißhaarigen Priester Opfer brachten und die Götter anriefen. Auf dieser Bergeshöhe glaubten sie sich den Himmlischen näher.

Uralt sind die Feuerbräuche unserer Vorfäter, die die leuchtende, wärmende und läuternde Kraft der Flammen verehrten. Auch heute noch sendet der Galtgarben hellen Feuerschein in die Lande hinaus. So war es von alters her Sitte, daß in der Nacht zum 1. April in den breiten Schalen auf der Zinne des Bismardtums hohe Feuersäulen aufflammen und das Samland an den ersten Reichskanzler erinnern.

In den Mitternachtsstunden zum 1. Mai pflegten hier Feuergarben aufzulodern, um nach alter Überlieferung die Natur zu neuer Kraft und zu neuem Wachstum zu erwecken.

Und dann die Sommer Sonnenwende! Kein anderer Berg des Samlandes ist für Rundgebungen und Sonnenwendfeiern so gut geeignet wie der Galtgarben in seiner wuchtigen Höhe. Seine Feuer sind ein begeistertes Treuegelöbniß zu unserm Führer.

6. Der Bronzeschmied im Samland.

Es ist lange vor unserer Zeitrechnung. Hinter dem Wald an der Bernsteinküste liegt die Siedlung. Viele Häuser stehen da; denn das Land ringsum trägt gute Frucht; die Wälder sind reich an Wild, und die nahe See liefert Fische in Hülle und Fülle.

Ein Stück abseits vom Dorf hat der Schmied sein Haus gezimmert. Glatte gehauene Balken bilden die Wände. Starke Pfosten geben an den Ecken festen Halt. Die Spalten sind mit Moos gedichtet, und der Lehmwurf an der Wand gibt innen eine glatte, saubere Fläche. Aus dem Schilfdach kräuselt blauer Rauch. Unter dem Ostgiebel liegt die rauchgeschwärzte Vorhalle, des Schmiedes Werkstatt. Eine starke Bohlentür führt in die Küche, die zugleich Wohnraum ist. Am andern Giebel liegt der Schlafraum. Auf der einen Seite des Hauses ist ein Stall und auf der andern ein Vorratshaus errichtet. Um das ganze Gehöft läuft ein starker, hoher Zaun. Der Vorhalle gegenüber ist das breite Tor, daneben die kleine Pforte.

Der Schmied ist in seiner Werkstatt beschäftigt. Er hat gerade ein Schwert fertiggestellt. Prüfend gleitet der Daumen über die Schärfe der Schneide. Dann richtet er sich hoch auf und schwingt das Schwert, um seine Wucht zu erproben. Wer wird es führen? Wem wird es die Todeswunde schlagen?

Der Meister stellt das Schwert beiseite und blickt durch das offene Thor in die Ferne. Denkt er an seine Heimat? Er ist ja hier ein Fremder. Vor langen Jahren kam er ins Land. Am Gürtel trug er ein Schwert, am Mantel eine Spange von dem glänzenden Erz. Die Leute im Dorf hatten solche Dinge noch nicht oft gesehen. Nur selten kam ein Händler in diese Gegend. Sie waren bei ihren Stein- und Knochengeräten geblieben; aber eine Art aus dem gelben Metall war schärfer, schnitt besser in das Holz hinein, das wußten sie.

Der Fremde war im Dorf geblieben. Er verstand, das Erz zu schmelzen und zu formen. Nun ist er schon viele Jahre ihr Schmied. Nur die Alten bleiben noch bei ihren Steinäxten und Knochendolchen. Die Jungen wissen das Neue zu schätzen. So hat der Meister vollauf zu tun; denn er arbeitet ja nicht nur für die Männer, sondern auch für die jungen Frauen und Mädchen. Die glänzenden, zierlichen Spangen und Fibeln, die Armbänder und Ketten, die er schmiedet, gefallen ihnen besser als der Bernsteinschmuck, den die Mütter und Großmütter einst trugen. Der Schmied aber nimmt gern den gelben Stein, den das Meer anspült. Er hat schon einen ganzen Vorrat davon gesammelt. Was will er nur damit?

Der Meister aber weiß genau, warum er soviel Bernstein kauft und eintauscht. Eines Tages kommt ein Schiff an die Küste. Hochgewachsene, starke Männer mit hellen Haaren und trockigen, blauen Augen steigen aus und ziehen das Boot weit auf den Strand, damit die Wellen es auch bei Sturm nicht hinwegspülen. Leute aus dem Dorf helfen den Seefahrern dabei. Ihre Sprache aber verstehen sie nicht.

Die Fremden gehen zum Schmied. Sie wollen dort übernachten. Lange sitzen sie zusammen, und als der Honigwein die Köpfe heiß gemacht hat, da werden sie munter und erzählen von ihren Fahrten auf dem Nordmeer. Lieder erklingen, wie sie der Meister lange nicht gehört hat.

Da holt der Schmied aus seinem Vorratshaus hervor, was seine Hände geformt und gefertigt haben: sein neues Schwert, einige Gürtelschnallen, Armbänder und Spangen. Die Fremden prüfen bedächtig. Sie loben und tadeln und zeigen ihm die neuen Formen, die in ihrer Heimat jetzt getragen werden. Stolz reicht einer der Seefahrer dem Schmied sein Schwert, das nach der Spitze zu breiter wird und einen wuchtigeren Hieb gibt. Er zeigt

ihm die feinen Verzierungen des Knaufes. Der Meister sieht alles genau an. Er ist ein kluger Mann und weiß, was Männern und Frauen im Dorf und in der Nachbarschaft gefällt. Dann geht er noch einmal hinaus und bringt ein Tongefäß voll Bernstein zurück. Wunderschöne Stücke sind darunter. Wie da den Fremden die Augen leuchten. Ob der Schmied noch mehr davon hat? Er lächelt nur, und nun geht der Handel los. Die Seefahrer verkaufen ihm Spangen, Fibeln und Schnallen von der neuen Form. Am nächsten Morgen bringen sie von ihrem Schiff noch Klumpen von dem weißen und roten Erz, das es hier im Lande nicht gibt. Er schmilzt es zusammen und stellt daraus die Bronze her.

Die Fremden aber freuen sich über den schönen Bernstein, den sie eingetauscht haben. Im Dorf kaufen sie noch Felle und Wachs. Nun treten sie die Rückreise an. Der Schmied begleitet sie zum Strand. Lange noch schaut er dem nach Westen segelnden Schiff nach. Dann geht er bedächtig zurück in seine Werkstatt. Er will versuchen, die neuen Formen herzustellen. Er weiß, sie werden den Frauen und Mädchen gefallen. Und die Ernte steht vor der Tür. Da muß er noch einen Vorrat von Sichelrn gießen. Ja, viel Arbeit hat der Schmied, und bis die Seefahrer wiederkommen wird er eine Menge Bernstein eingetauscht haben; denn er ist ein tüchtiger Mann und wird ein reicher Mann dazu.

7. Auf dem Wikingerfriedhof bei Wistiauten.

Jeder Sommergast preißt die Reize unserer Samlandbäder. Nicht nur einen weiten, lockenden Strand haben sie, sondern auch viele landschaftliche Eigenheiten. Sind einige von ihnen durch die unvergleichliche Steilküste berühmt, so bieten die übrigen wiederum Sehenswürdigkeiten anderer Art.

Ein besonderer Anziehungspunkt für die Cranzler Badegäste ist der Wikingerhain. Von Cranz aus führt ein bequemer, kurzer Weg in südwestlicher Richtung nach der „Kaup“, einem Waldstück bei Wistiauten. Auf der höchsten Kuppe eines flachen Hügels, der weithin das Land beherrscht, reihen sich zwischen schlanken Baumstämmen über 180 Grabhügel aneinander. Früher waren hier wohl an die 400 Hügelgräber; aber viele von ihnen sind im Laufe der Zeit abgetragen und zerstört worden.

Das Königsberger Prussiamuseum führt hier in den letzten Jahren regelmäßige Grabungen öffentlich durch. Diese Stellen vorgeschichtlicher Forschung sollen allen Volksgenossen zugänglich sein und zu Weihestätten ausgebaut werden nach dem Grundsatz der Museumsleitung.

An einem sonnigen Spätsommertag sind wieder viele Besucher Zeugen jener wichtigen Spatenforschung. Steile Gräben werden vorsichtig mit

Schabern und schmalen Spaten gezogen, um das Innere einiger Grabhügel zu untersuchen. Da fesselt zunächst ein deutlich hervortretender Hügel die Aufmerksamkeit der Beobachter. Er hat einen Durchmesser von 12 Meter und eine Höhe von 1½ Meter.

Mitten unter seiner Spitze ist der Tote bestattet. Klar erkennbar ist die dunkle Brandgrube. Hier wurden damals die verbrannten Gebeine des Verstorbenen und die Asche des Scheiterhaufens hineingeschüttet. Zahlreiche Schmuckbeigaben in Form von kostbaren Gewandspangen, Gürtelschnallen und Riemenbeschlügen hat man dem Bestatteten mit ins Grab gelegt — dazu wertvolle Waffen, die zu jedem freien Germanen gehörten. Hier scheint ein angesehener Toter die letzte Ruhe gefunden zu haben. Für seine führende Stellung sprechen noch verschiedene Funde, die im Umkreise dieses Grabes liegen. Vermutlich sind es Überreste von Opfergaben, die diesem Bestatteten nach seiner letzten Weihe durch das Brandfeuer gespendet wurden.

Von den drei Gräbern, die gleichzeitig untersucht werden, ist das zweite als Frauengrab anzusprechen. Darauf weisen die in der Brandasche gefundenen Beigaben hin. Ein Duzend feingeschliffene Perlen aus Bergkristall und zierliche Spangen konnten herausgeholt werden, ferner Silberanhänger und Armringe. Zwei Gewandspangen tragen das Hakenkreuz als Heilszeichen.

Die Untersuchung des dritten Grabes bringt eine Überraschung. Es ist ein Leergrab. Keinerlei Spuren einer Bestattung lassen sich nachweisen. Welchen Zweck hatte nun dieser Hügel? Wir müssen annehmen, daß es sich hier um das Ehrenmal eines Wikingers handelt, der als Krieger verschollen war und nicht seine Ruhestätte in der Heimat finden konnte. Seine treuen Kameraden haben ihm trotzdem die letzte Ehre erwiesen. Auf dem heiligen Boden des Volksfriedhofs errichteten sie ihm den Hügel, der zu jedem Toten gehörte. Das war echt germanische Totenehrung!

Vor mehr als 1000 Jahren wurde die Samlandküste von den Wikingern besetzt. Es waren nordgermanische Entdecker und Eroberer, die auf ihren leichtgebauten, hochschnäbeligen Drachenschiffen die Meere durchkreuzten. Die Gegend um das heutige Cranz herum war für ihre Siedlungen besonders günstig. Als kühne Seefahrer standen ihnen die Ostsee und das Rurische Haff offen. Von hier aus konnten die heldenmütigen Nordländer weite Fahrten unternehmen. Viele Erzählungen und Sagen künden von ihren kampfreichen, ruhmvollen Taten und von der Verpflanzung germanischen Wesens in die Gebiete des Preußenlandes.

8. Die Schlacht bei Rudau.

Der Februar des Jahres 1370 brachte bittere Kälte. Die Haffe und Seen Ostpreußens trugen eine starke Eisedecke, und auch die Moore waren bei dem starken Frost für Reiter und Fußgänger ungefährlich. Unter einer dicken Schneedecke ruhte das Land.

In der Burg zu Königsberg aber herrschte reges Leben. Henning Schindenkopf, der Marschall des Ordens, hatte viele Ritter um sich versammelt, und die großen Räume der Burg wimmelten von Soldaten. Sollte etwa mitten im Winter ein Kriegszug unternommen werden? Nein, der Orden dachte nicht an Eroberungen; aber er wollte seine Untertanen vor ihren grimmigsten Feinden, den Litauern, schützen. Späher hatten die Kunde gebracht, daß die Litauerfürsten, die Brüder Rynstut und Olgerd, einen Einfall in das Preußenland planten. Darum hatte der Ordenshochmeister Winrich von Kniprode in und um Königsberg ein starkes Heer aufgestellt. Aus allen Teilen des Landes kamen Bürger und Bauern, um ihre Heimat zu verteidigen. Henning Schindenkopf sollte ihr Führer in dem Kampfe sein.

Früher als erwartet erscholl das Kriegsgeschrei durch das Land. Die Litauer zogen raubend und plündernd durch die Dörfer der Memelniederung, kamen dann über das zugefrorene Haff und fielen in das Samland ein. Sie dachten bestimmt, sie würden den Orden überraschen, sein schnell zusammengezogenes, schwaches Heer schlagen und große Beute im Lande machen.

Durch Rundschafter erfuhr der Hochmeister, daß Rynstut und Olgerd ihre Scharen bei Rudau nördlich von Königsberg zur Schlacht versammelt hätten. Sofort war er entschlossen, sie anzugreifen und aus dem Lande zu schlagen. „Wir wollen mit Gottes Hilfe sofort streiten, liebe Brüder, sonst verwüsten die Feinde das Land nur noch mehr. Mich dauern unsere Bauern, die den Plünderern in die Hände fallen. Macht alles bereit, morgen früh möge uns Gott beistehen und den Sieg schenken.“

Der 17. Februar brach an. Im Dämmerlicht sahen die Ritter schon von weitem den Feuerschein der brennenden Dörfer. Gegen Mittag ging der Kampf los. Bauern und Bürger wußten, daß sie für ihre Heimat, für Weib und Kind kämpften, und griffen die Feinde tapfer an. Die Ritter führten sie, und stolz wehten die Ordensfahnen voran. Die Litauer aber stritten auch tapfer, und hart ging der Kampf hin und her. Die Feinde hatten auf einen leichten Sieg gehofft; denn sie dachten, nur einen kleinen Teil des Ordensheeres auf dem Schlachtfelde zu treffen. Jetzt führte der Hochmeister die Kulmischen Banner in den Kampf. Da glaubten die Feinde nicht mehr an ihren Sieg. Ihre Scharen wichen zurück, lösten sich auf und flohen.

Die Ritter verfolgten sie, und viele Litauer wurden auf der Flucht erschlagen. Tausende starben an ihren Wunden oder kamen um vor Hunger und Kälte. Nur mit Mühe retteten die Fürsten ihr Leben. Das Preußenland hatte lange Zeit Ruhe vor ihren Einfällen.

Die Ritter hatten einen großen, aber teuren Sieg errungen. Ihr tapferer Ordensmarschall Henning Schindekopf hatte in dem Kampf den Heldentod gefunden und mit ihm 26 Ritterbrüder und viele andere Kämpfer. Auf dem Schlachtfelde steht heute ein Denkmal mit der Inschrift:

Schlacht bei Rudau 1370.

Hier starb den Heldentod Ritter Schindekopf.

Die Sage erzählt: In dem schweren Kampfe wich das Ordensvolk langsam vor den stürmischen Angriffen der Litauer zurück. Da ergriff der Schustergeselle Hans Sagan aus dem Kneiphof die schon niedergesunkene Ordensfahne und stürmte mit ihr voran. Das gab den deutschen Streitern wieder Mut. Sie wollten sich von dem Schuster nicht beschämen lassen. Tapfer gingen sie auf den Feind los, und die Litauer wurden geschlagen. Als der Hochmeister nun Hans Sagan für seine Tapferkeit zum Ritter machen wollte, lehnte er es ab. „Ich bin ein Schuster und will ein Schuster bleiben. Eine Gnade aber bitte ich mir aus. Am Himmelfahrtstage sollt ihr die Handwerker der Stadt in der Burg bewirten lassen.“

Der Hochmeister war damit einverstanden, und so wurde alljährlich zur Erinnerung an die Schlacht bei Rudau und an die tapferen Handwerker auf dem Schloß zu Königsberg das Schmeckbier getrunken.

Die Kurische Nehrung.

1. Eine Fahrt über das Kurische Haff nach Kossitten.

Eine der eigenartigsten Landschaften Ostpreußens ist die Kurische Nehrung. Wir erreichen sie am bequemsten, wenn wir von Königsberg nach Cranzbeek fahren und hier einen der schmutzen Haffdampfer besteigen. Schnell füllt sich das Schiff mit Reisenden, die fast alle auf dem Oberdeck Platz nehmen, um recht viel sehen zu können. Die Dampfsirene ertönt, die Drahttaue werden losgeworfen. Langsam fährt das Schiff auf dem Beekfluß zwischen Wiesen und Erlenwäldern dahin.

Diese Wasserstraße fuhren vor tausend Jahren auch die Wikinger. Das waren Germanen aus Südschweden. Sie kamen als Krieger und Kaufleute mit ihren Drachenbooten über die Ostsee herüber. Mit dem Schwerte erkämpften sie sich den Eintritt in das Preußenland und gründete-

ten in Wiskiauten bei Cranz eine Siedlung und Handelsniederlassung. Sie kauften von den Preußen vor allem den so begehrten Bernstein und brachten ihn auf ihren Handelsfahrten bis nach Frankreich, Spanien und Italien.

Unser Dampfer hat jetzt das Kurische Haff erreicht und die freie Wasserfläche breitet sich vor uns aus. Zur linken Hand begleitet uns die Nehrung. Sie ist hier ganz bewaldet. Der Dampfer kann aber nicht dicht an das Ufer heransfahren, denn das Haff ist flach. Es ist nur 2—3 m tief. An vielen Stellen aber, besonders in der Nähe der Nehrung, ist es viel flacher. Ein scharfer Wind läßt das Wasser ziemlich hohe Wellen schlagen. Selbst auf dem großen Dampfer spüren wir ein Schaukeln und Schlingern. Scharen von Möwen begleiten uns. Geschickt erhaschen sie im Fluge Speisereste, die wir ihnen zuwerfen, und kleine Fische, die von der Schraube des Dampfers emporgeworfen werden.

Hinter uns versinkt die flache Küste immer mehr. Vor uns ist die weite Wasserfläche von vielen Fischerkähnen belebt. An ihren Masten sehen wir die schön geschnitzten bunten Wimpel. Immer zu zweien schleppen die mit dem Wind treibenden Kähne zwischen sich ein großes Netz. Das Haff ist sehr reich an Fischen. Aale, Zander, Hechte und Bressen werden in Mengen gefangen, und vor allem gibt es viele Stinte. Aber schwer und gefährlich ist die Arbeit der Fischer. Oft genug macht ein plötzlich auftretender Sturm ihnen schwere Mühe, Netz und Fang glücklich ans Ufer zu bringen, und so mancher Fischer fand schon bei der Ausübung seines Berufes den Tod in den Fluten.

Unser Dampfer fährt ziemlich schnell, und bald bleiben die Fischer weit zurück. Nun blicken wir nach der Nehrung hinüber. Sarkau liegt schon hinter uns. Jetzt hört der Wald auf, und kahle Dünen ziehen sich am Haffufer dahin. Die Sonne bricht gerade aus den Wolken hervor, und ihre Strahlen beleuchten die gelblichweißen Sandflächen. Im Hintergrunde aber ragen dunkle Höhen auf, die die Dünen ablösen. Dort liegt Kossitten, das Ziel unserer Fahrt. Bald erblicken wir auch die Häuser des Dorfes, und jetzt steuert der Dampfer in einem großen Bogen dem Hafen zu, um die flachen Stellen und Steinbänke zu meiden, die hier im Haff liegen. An der langen Mole, die bis ins tiefe Fahrwasser hineinreicht, legt er an, Wir sind am Ziel.

2. Die Dünen der Kurischen Nehrung.

Von Cranz bis Memel zieht sich in flachem Bogen die Kurische Nehrung hin und trennt das Kurische Haff von der Ostsee. Die Nehrung ist

ein etwa 100 Kilometer langer, aber schmaler Landstreifen. Bei Sarkau ist sie nur $\frac{1}{2}$ Kilometer breit, bei Rossitten aber erreicht sie eine Breite von über 3 Kilometer. An der Ostsee ist die Küste ziemlich glatt, am Haff bildet sie Vorsprünge oder Hafen. An dieser Seite liegen auch die Nehrungsdörfer Sarkau, Rossitten, Pillkopen, Nidden und Schwarzort, deren Bewohner fast alle vom Fischfang leben; denn Acker und Wiesen sind auf der Nehrung knapp. Nur bei Rossitten ist eine größere Fläche fruchtbaren Bodens vorhanden, auf dem lohnender Ackerbau getrieben wird. Sonst ist der Boden überall sandig.

In letzter Zeit werden die Nehrungsdörfer immer mehr von Badegästen besucht. Der Fremdenverkehr bringt den an sich armen Bewohnern so manche Nebeneinnahme. Leider gehört heute der nördliche Teil der Nehrung und des Kurischen Haffes nicht mehr zum Deutschen Reich, sondern zum abgetrennten Memelland. Südlich von Nidden verläuft die Grenze (Abb. 23).

Früher war die ganze Nehrung bewaldet. Als aber die Russen im Siebenjährigen Krieg Ostpreußen besetzt hatten, wurde viel Wald abgeholzt. Dadurch entstanden große freie Flächen. Die Baumwurzeln vermoderten, Sträucher und Gräser vertrockneten, und der sandige Boden lag kahl da. Die Sonne dörnte ihn so, daß der Wind ein leichtes Spiel mit ihm hatte. Dazu spülte die See immer neuen Sand an. Wenn er trocken war, trieben ihn die Westwinde über die Nehrung dahin. Sie jagten ihn hinein in den Wald, der noch bestand. Der Sand erstickte das Unterholz und die Gräser, aber tapfer wehrten sich die starken Bäume. Doch die Sandflut nahm kein Ende. Immer höher stieg sie. Ein Baum nach dem andern starb. Der Wind aber ließ keine Ruhe. Immer weiter trieb er die Sandflut, die Dünen, nach Osten. Doch an der Haffküste wohnten Menschen; da gab es Kirchen, Häuser und Ställe, Felder und Wiesen. Auch das alles wollten die Dünen vernichten. Der Wind blies den Sand, den die Ostsee in so reichlicher Menge lieferte, hinauf auf die Höhe der Berge. Am steilen Osthang rieselte er nieder. Der nächste Sturm brachte eine neue Welle und schob den Rand des Berges vor. So wanderten die Dünen; denn 5—6 Meter rückten sie jährlich gegen die Haffküste vor. Schon hatten sie die ersten Felder und Wiesen erreicht. Die Menschen sahen das Verderben; was aber sollten sie gegen diese unaufhaltsam vordringende Gewalt tun? So zogen sie aus und bauten sich am Haff ein neues Heim. Doch die Düne hatte ja Zeit. Sie lebte nicht nur ein Menschenalter. Die Flucht vor ihr war umsonst. Eines Tages waren die Sandberge am Haff.

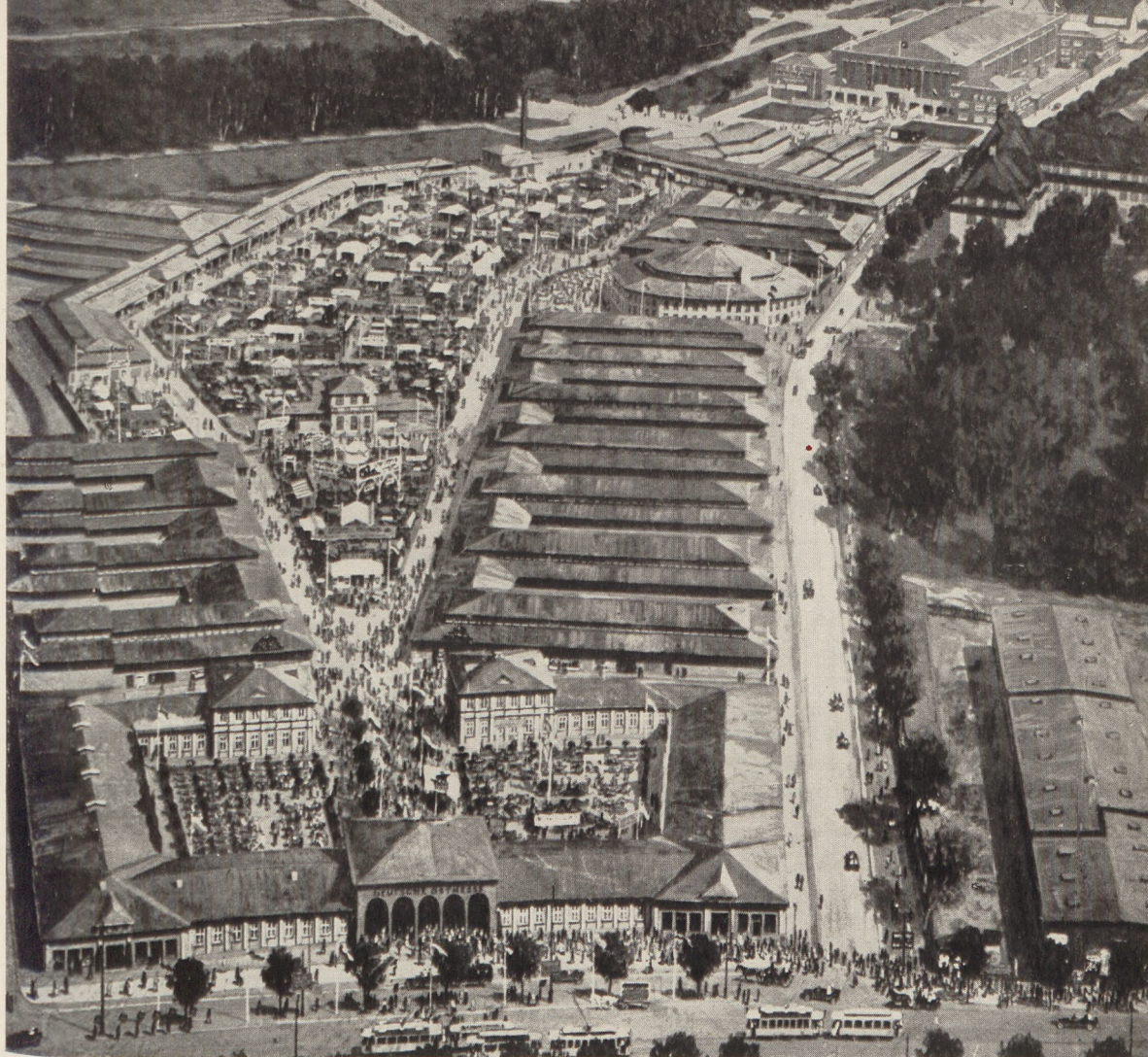


Abb. 17 Königsberg (Pr). Ostmesse

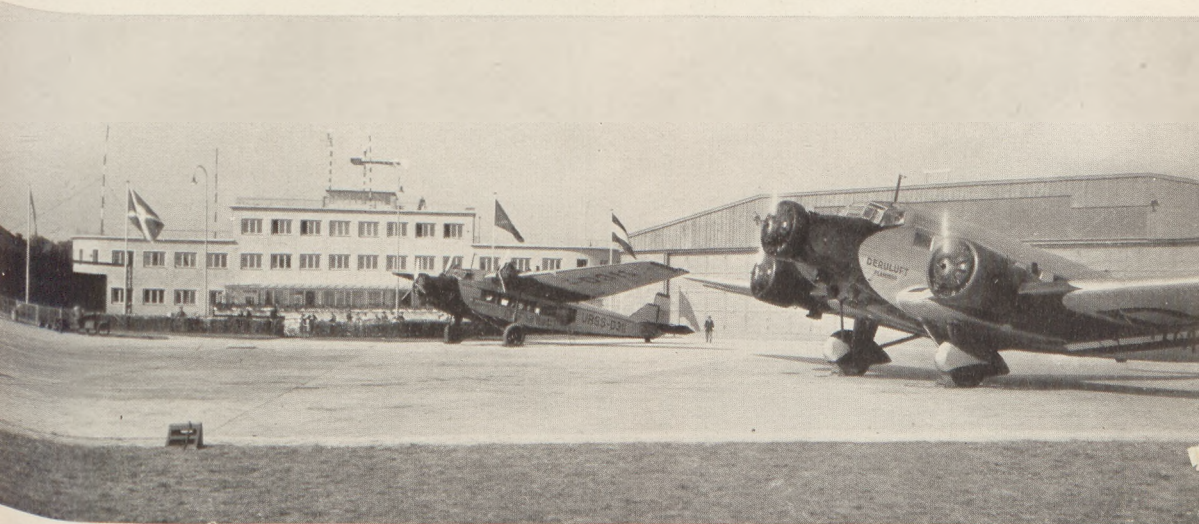


Abb. 18 Königsberg (Pr). Flughafen Devau

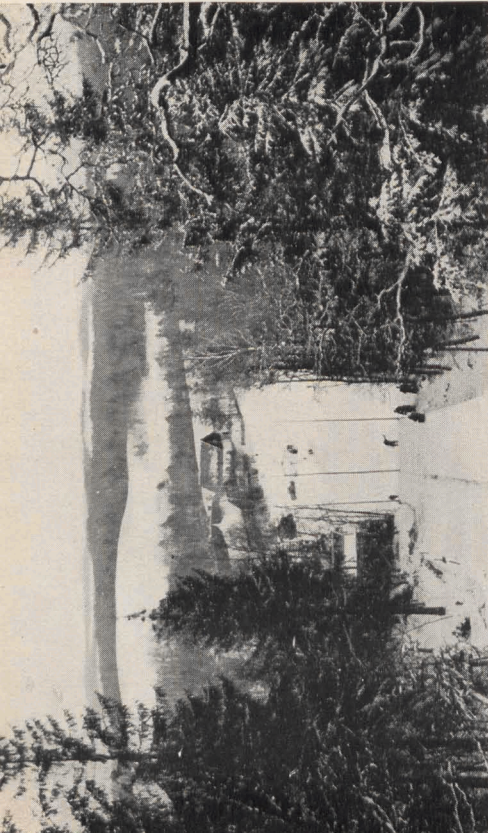


Abb. 19 Ölpfeifenanlage auf dem Galtgarben

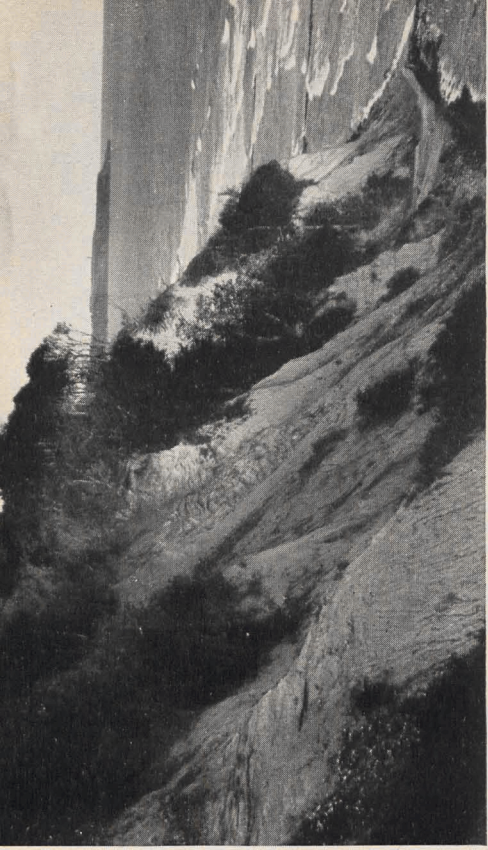


Abb. 20 Samland. Steilküste bei Warnicken

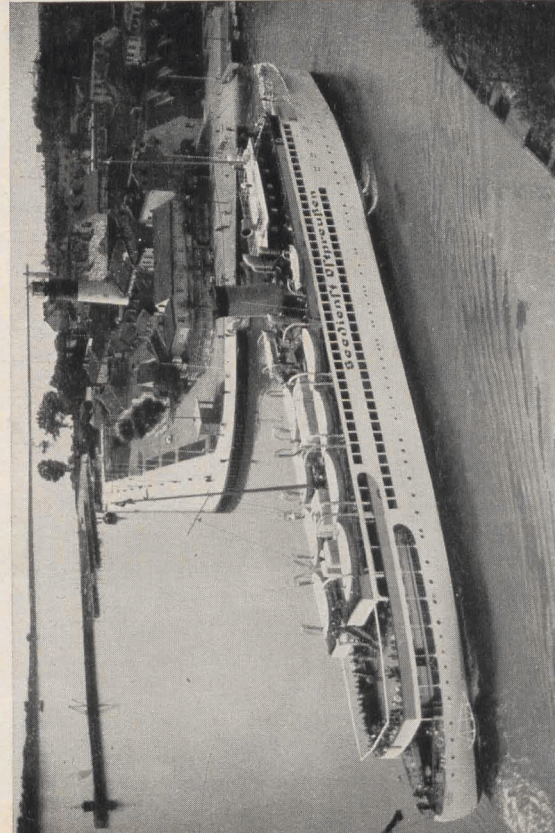


Abb. 21 Pillau. Ein Schiff vom Seebienst Ostpreußen läuft in den Hafen ein



Abb. 22 Flandern werden an der See zum Trocknen aufgehängt

Aus vielen Einzeldünen auf der Nehrung entstand so in mehreren Jahrhunderten die fast lückenlose Kette von Wanderdünen, die wir heute als großartige Naturdenkmäler bewundern. Bei Nidden und Pilskoppen erreichen sie eine Höhe von über 60 Meter. Sieben Dörfer haben sie im Laufe von 150 Jahren begraben.

In den letzten Jahrzehnten nahm der Mensch den Kampf gegen die Wanderdünen auf. Er bepflanzte die 40—80 Meter breiten und etwa 10 Meter hohen Vordünen an der See mit Strandhafer und Strandroggen; denn diese Pflanzen gedeihen selbst auf dem unfruchtbaren Sande. Nun wurden die hohen Wanderdünen selbst befestigt. Das war bedeutend schwieriger. Hunderte von Arbeitern bedeckten und besteckten die weiten Flächen mit Reisig, damit der Wind den losen Sand nicht weiterbewegen konnte. Dann wurden die Kieferstämmchen gepflanzt. Das geschah so, wie die Obstbäume gepflanzt werden. Für jedes Stämmchen hob man eine kleine Grube aus, füllte sie mit fruchtbarer Erde und setzte die kleine Kiefer da hinein, damit sie gut anwachsen konnte. Das Reisig schützte sie vor dem scharfen Seewind. Die Kiefern wuchsen langsam. Sie trieben ihre Wurzeln bald tief und weit in den Sand hinein und wurden so stark und widerstandsfähig, daß kein Sturm sie mehr vernichten konnte. So ist der größte Teil der Wanderdünen bepflanzt und damit zum Stillstand gebracht worden.

Nun wollen wir eine der noch nicht festgelegten Wanderdünen besuchen, den Predinberg, den wir von Rossitten aus am Haff emporsteigen sehen. Der Weg dorthin ist nicht weit. Wir wandern am Ufer entlang. Plötzlich erblicken wir die Hallen und Wohnbaracken des Fliegerlagers. Hier haben die Segelflieger ihr Heim aufgeschlagen. Am Dünenhang herrscht meist eine aufsteigende Luftströmung, und diese trägt und hebt die Segelflugzeuge.

Wir können in eine der offen stehenden Hallen hineinschauen (s. a. Abb. 7). Wie leicht die Flugzeuge gebaut sind! Sie bestehen ja nur aus dünnem Holz und Draht und sind mit gefirnister Leinwand bespannt. Zweifelnd blicken wir solch ein Flugzeug an. Damit soll man in der Luft schweben wie ein Vogel? Und doch haben die bekannten Segelflieger Ferdinand Schulz und Oberleutnant Dinort damit schon vor Jahren große Erfolge erzielt. Stundenlang schwebten sie mit so einer leichten „Kiste“ über Haff und Düne.

Am Hang des Berges erblicken wir gerade eine Gruppe beim Schulan. Die Flugzeuge werden von Fliegern oder auch von Pferden den Hang hinaufgezogen. Eben startet eine „Kiste“ zu einem langen Gleitflug.

Wir steigen langsam die Düne hinauf. Das ist nicht leicht; denn immer wieder sinkt der Fuß in den losen Sand ein. Kaum aber haben wir den Ramm erreicht, so weht uns ein frischer Seewind um die Ohren. Er treibt

die Sandkörnchen vor sich her und jagt sie uns ins Gesicht. Das ist nicht angenehm; denn bald brennt die Haut wie von feinen Nadeln zerstoehen. Nun schwebt eine ganze Sandwolke über dem Berg. „Die Düne raucht“, sagen die Nehrungsbewohner. Wir wandern nach Rossitten zurück; denn wir wollen auch noch die Vogelwarte besichtigen.

3. Ein Besuch der Vogelwarte Rossitten.

In der Nähe der Kirche Rossittens liegt die Vogelwarte. Schon auf dem Hofe sind wir überrascht von den vielen lebenden Vögeln, die hier gehalten werden. Da erblicken wir den seltenen Schwarzstorch, den schnellen Wanderfalken, den Uhu und den Adler, den König der Lüfte. Und was für eine prächtige Sammlung ausgestopfter Vögel wir in den Räumen der Vogelwarte selbst sehen! Alle Arten, die auf der Nehrung leben oder sie auf ihrem Wanderzuge überfliegen, sind vertreten. Der Leiter der Vogelwarte läßt uns zuerst eine Zeitlang die Sammlungen betrachten und die uns fremden Vögel bewundern. Dann erzählt er von seiner Arbeit und seinen Erlebnissen.

„Jahr für Jahr ziehen die Vögel im Herbst nach dem Süden und kommen im Frühjahr wieder zu uns zurück. Niemand sagt den jungen Vögeln, daß sie in ihrer Heimat den Winter nicht überstehen können. Kein Mensch zeigt ihnen den Weg. Und doch treten sie alle die Wanderung an, sobald die kalte Jahreszeit naht. Die Zugvögel des nördlichen Europas fliegen dabei nicht gern über das Meer, sondern sie benutzen lieber diesen schmalen Landstrich für ihren Flug. Jeden Herbst und jedes Frühjahr kommen Tausende von Vögeln hier vorüber. Darum hat man auf der Nehrung die Vogelwarte errichtet, denn nirgends kann man den Vogelzug so gut beobachten wie hier. Nun möchtet ihr auch gerne wissen, wohin sie ziehen. Sie machen weite Reisen. Der Storch z. B. fliegt bis nach Afrika. Selbst im äußersten Süden jenes Landes ist er im Winter als Gast zu finden.“

Das erscheint uns doch merkwürdig, und da fragt auch schon einer: „Woher wissen Sie denn das alles? Man kann es doch den Störchen nicht ansehen, daß sie aus Ostpreußen kommen.“

Lächelnd nimmt der Leiter der Vogelwarte eine Handvoll Aluminiumringe aus einem Kästchen und zeigt sie uns. Wir sehen darauf die Inschrift: Vogelwarte Rossitten. Germania (Deutschland), und eine Nummer. „Diese leichten Ringe biege ich auf und lege sie gefangenen oder noch nicht flüggen Vögeln um den Fuß. Dann biege ich den Ring wieder zu und drücke ihn mit der Flachdrahtzange fest an. Nun ist der Vogel gekennzeichnet. Der leichte Ring behindert ihn beim Fliegen nicht. In allen großen Zeitungen der Welt veröffentliche ich dann die Bitte, daß jeder, der einen bering-

ten Vogel erlegt oder tot auffindet, den Vogel oder den mit dem Ring versehenen Fuß oder wenigstens den Ring an unsere Vogelwarte schickt. Natürlich muß er auch schreiben, wo und wann er den Vogel gefunden hat. Viele solcher Sendungen habe ich schon erhalten, und danach bezeichne ich dann auf diesen Landkarten den Wanderweg der Vögel.“

Nun betrachten wir die Karten erst genau. Doch bald müssen wir Abschied nehmen von der Vogelwarte und von ihrem Leiter. Wir wollen noch hinauswandern nach dem Möwenbruch und dort das Leben und Treiben der Vögel in der Natur beobachten.

4. „Krajebieter.“

Es ist noch dunkle Nacht. Tiefer Schlummer umfängt so manchen Schläfer in Stadt und Land. In einem Rossittener Hause aber blickt schon Licht auf. Bald darauf tritt ein breitschultriger Mann zur Tür hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Sm! Ein leichter Nordost, trocken, nicht kalt — das bringt heute gewiß Krähenzüge; also lohnt der Ausbruch zum Krähenfang.

Draußen unter dem Dachvorsprung hängt das große Fangnetz mit Zugleine, daneben ein kleines Handbeil und ein Bund Holzpflöcke, von denen jeder eine feste Schlinge aus Bast hat. Alles wird als wichtiges Handwerkzeug über die Schulter geworfen. Aus einem Verschlage werden zwei lebende Krähen herausgeholt und in einen Sack gesteckt, der auch mit muß. Nun noch etwas Mundvorrat in die Tasche, den langen „Pottstod“, der zum Herumwerfen des Netzes dient, in die Hand, — und vorwärts geht's in die Nacht hinaus nach Süden zu, die Nehrung entlang.

Es ist ein weiter Weg, den der frühe Wanderer zurückzulegen hat. Endlich kommt er am Fangplatz an. Da hat er sich bereits aus Reisig eine Bude gebaut, die Deckung für einen bis zwei hockende Menschen bietet.

Schnell geht's nun an das Aufstellen des Netzes, das sorgfältig mit Sand bedeckt wird. Dann werden die beiden Lockkrähen an passender, gut sichtbarer Stelle angepflöckt; mehrere tote Fische und einige Körner finden als Köder ihre Stelle mitten vor dem Netz. Der ganze Platz wird darauf mit der nachschleppenden Jacke oder mit Zweigen schön geglättet, — und nun schnell in die Bude hinein; denn unterdessen ist es schon dämmerig geworden, und bald wird die Sonne über der hohen Wanderdüne emporsteigen.

Ein herrlicher Oktobermorgen bricht an, und schon kommen die Krähen in langen Ketten angezogen. Gleich die ersten umkreisen den Fangplatz. Das ist ein gutes Zeichen. Heute scheint ein reicher Fangtag zu werden.

Und wirklich! Die nächsten schon schwenken ein, beschreiben einen geschickten Bogen und lassen sich am Fangplatz nieder. Neugierig nähern sie sich den gefesselten Lockkrähen und kommen so nichtsahnend an das gefährliche Fangnetz heran.

Da umfassen die beiden Fäuste des versteckt sitzenden Jägers unbemerkt den Knebel am Ende der Leine. Ein kräftiger Ruck — der Pottstock fliegt hoch und wirft das Netz herum. Lautes Flügelschlagen einiger abziehender Krähen. Aber unter dem Netz zappelt es.

Der Jäger stürzt heraus, ergreift das Handbeil und einige Pflöcke. Vier Krähen sind gefangen. Sie werden hervorgeholt und bekommen je eine Schlinge ans Bein, nachdem ihnen mit den eigenen Schwungfedern rasch die Flügel auf dem Rücken zusammengebunden sind. Dann werden die Pflöcke mit dem Beil in den Sand getrieben, und schon sitzen vier neue Krähen am Fangplatz.

Das Netz wird sofort wieder aufgebaut; denn schon wollen Krähen erneut einfallen. Die nachfolgenden Schwärme haben nichts von dem Unglück gesehen, das hier geschehen ist.

Jetzt sitzen acht Schwarzköpfe zum Fang herangerückt. Ratich! Sechs Stück zappeln, zwei entkamen. Alles wird ringsum angepflöckt und das Netz frisch aufgestellt. Schon wieder kann der Jäger zuziehen, diesmal acht Krähen bedeckend.

Das nennt man Glück! Heute kann der Fangkünstler gar nicht geraten. Aufstellen und Zuziehen wechseln schnell ab, so daß schließlich 50 Krähen um das Netz herumsitzen. Je mehr Löcke, desto besser der Fang.

Gegen Mittag tritt eine Pause ein. Das Wetter ist ganz ruhig geworden. Die Krähen ziehen deshalb sehr hoch ihren Weg. Nun kann der Krähenfänger wenigstens ein Stück Brot mit Speck oder getrocknetem Krähenfleisch essen.

Am späten Nachmittag bekommen die Krähen nochmals Lust zum Landen. Wie schön das aussieht, wenn sie plötzlich die Flügel anlegen und in schneidigen Schraubenlinien heruntersegeln! Es gibt noch einen guten Fang, und 70 Stück sind die Gesamtbeute dieses schönen Herbsttages.

Der Abend naht heran. Die Vogelzüge haben aufgehört. Nun tritt der Jäger unter seine gebändigte Schar. Eine Krähe nach der anderen wird hochgenommen. Die rechte Hand umfaßt die Flügelspitzen, den Schwanz und die Fänge; die linke hält den Schnabel fest. Der Kopf wird zwischen die Zähne geschoben. Ein leises Knirschen — und schon ist die Krähe tot. um einem neuen Krähenkopf zwischen den Zähnen Platz zu machen.

Kurz und schmerzlos ist das Sterben dieser Krähen — viel leichter als der Tod durch das Messer. Kein Tropfen Blut fließt. Nur die Kopfschale ist leicht eingedrückt. Hier auf der Nehrung herrscht vielfach der Glaube, gebissene Krähen schmecken besser als geschossene, weil die „nach Pulver schmecken“ sollen. Die Krähenfänger nennt man aber Krähenbeißer oder auf Plattdeutsch „Krajebieter“.

Nachdem alle Krähen getötet sind bis auf drei, die am nächsten Tag wieder als Lockkrähen dienen sollen, wird alles schön zusammengepackt und der Heimweg angetreten. Es ist schon spät, als der Mann zu Hause ankommt. Unterwegs hat er noch verschiedene andere Krajebieter getroffen. Alle waren schwer beladen und lobten diesen guten Fangtag.

Die Krähen werden gekocht und bringen eine willkommene Abwechslung in die Kost der Nehrungsbewohner, die sonst meist aus Fischen und Kartoffeln besteht. Was nicht gleich verbraucht werden kann, wird für den Winter sorgfältig gedörft und vor allem eingepökelt. Die Federn wandern in die Betten, in denen die Krajebieter nach wochenlangem anstrengendem Krähenfang ausruhen können — an Wintertagen, in denen sich auch die Fischerei nicht recht lohnt.

Zwischen Mauersee und Frischem Haff.

1. Die Schlacht bei Pr.-Eylau.

Südlich von Pr.-Eylau, nur 5 Minuten von der Stadt entfernt, liegt an der Bartensteiner Chaussee ein mit Tannen bewachsener Hügel. Darauf steht ein fast 11 Meter hoher Stein mit der Inschrift: „Dem glorreichen Andenken L'Estocqs, Dierides und ihrer Waffenbrüder.“ Dieses Denkmal ist errichtet zur Erinnerung an die Pr.-Eylauer Winterschlacht im Februar 1807. Auf dem flachwelligen Gelände, das sich rund um den Hügel ausbreitet, tobte damals eine der blutigsten Schlachten des Unglücklichen Krieges.

Eisig kalt ist die Nacht vom 7. zum 8. Februar 1807. Tage- und nachts lang vorher mußten die verbündeten Preußen und Russen sich vor dem Heere Napoleons von Allenstein nach Norden zurückziehen. Hindernisse versperren den Weg, und nur langsam geht es zurück. Jetzt ist Pr.-Eylau erreicht, doch der Franzose drängt nach und jagt Preußen und Russen zur Stadt hinaus. In einer Einfahrt steht noch ein russisches Geschütz und beschießt ein französisches, das nur 100 Meter entfernt ist. Bald muß es weichen, und die nachfolgenden Geschütze fahren ohne Rücksicht über die Körper der Toten und Verwundeten hinweg.

Die Franzosen finden in den Häusern von Pr.-Eylau Unterkunft. Dort

schleppen Soldaten Betten, Sofas, Haustüren und Zaunlatten zusammen, um sich für die Nacht ein Lager zu erbauen und ein wärmendes Feuer anzuzünden. Zwischen Serpallen und Schmoditten liegen in den kleinen Dörfern die Russen. Die wenigen Häuser reichen nicht aus, um alle vor der großen Kälte zu schützen. Viele Soldaten liegen erschöpft im Freien und dürfen kein Feuer anzünden, weil der helle Schein den Franzosen die Stellung verraten würde. Endlich graut der Morgen.

Die ersten Granaten der Russen fallen in die Stadt. Erschreckt fahren die Franzosen aus dem Schläfe, große Verwirrung bricht aus. Bald aber antworten 40 französische Geschütze vom Kirchhofsberg. Jetzt gehen die Russen zum Angriff vor; aber nur langsam kommen sie in dem hohen Schnee vorwärts.

Nun haben sie die Walkmühle erreicht. Sie stoßen auf die geschlossenen Linien der Franzosen. „Legt an!“ kommandiert der französische Oberst. „Feuer!“ Das erste Glied der Russen ist vom Feuer vernichtet. Jetzt beginnt der Naktampf Mann gegen Mann; aber die Franzosen wehren sich tapfer. Es gelingt den Russen nicht, sie zurückzuschlagen.

Napoleon steht auf dem Kirchturm von Br.-Eylau und leitet von dort die Schlacht. Gegen 8 Uhr gibt er seinen Truppen, die zwischen der Stadt und dem Denkmals Hügel stehen, den Befehl zum Angriff. Ein eifig kalter Schneesturm weht ihnen entgegen. Sie können kaum 20 Schritt weit sehen, so dicht ist der Flockenwirbel um sie herum. Wann werden sie auf den Feind stoßen? Ihre Kanonen blieben schon am Bartensteiner Weg im Schnee stecken. Es war unmöglich, sie weiterzubringen. Da bricht einen Augenblick die bleiche Februarsonne durch die grauen Wolken. Mit Schrecken erkennen die Franzosen, daß dicht vor ihnen 70 feindliche Geschütze im Halbkreis stehen. Ihre Gewehre versagen, das Pulver ist feucht geworden. Der Russe aber läßt seine Kanonen Tod und Verderben speien. Furchtbar ist die Wirkung der Granaten, und keine verfehlt bei dieser kurzen Entfernung ihr Ziel. Bald bedeckt sich das Feld mit Toten und Verwundeten. Ihr Blut färbt den Schnee. Da jagt russische Reiterei auf die letzten Häuflein der Franzosen los und zer schlägt, was noch übrig geblieben ist. Bis dicht an den Gefechtsstand des Kaisers preschen die russischen Husaren, und Napoleon muß zusehen, wie seine besten Truppen zusammengeschlagen werden.

Doch dort rücken von Süden neue Truppen heran. Jetzt schlagen französische Granaten in die Massen der Russen. Sie geraten in Unordnung, deutlich erkennt man vom Kirchturm, wie sie zurückweichen. Hin und her geht die Schlacht. Die Franzosen rücken langsam, aber stetig vor. Immer schwächer wird der Widerstand der Russen.

Da nacht gegen 14 Uhr von Norden her die Rettung.

Die Preußen unter General v. L'Estocq sind auf dem Schlachtfelde eingetroffen. In gerader Linie und mit klingendem Spiel rückt die Infanterie vor, hinter ihnen drei Kavallerieregimenter. Auch die zurückgewichenen Russen stehen wieder und schließen sich den Preußen an. In einem glänzenden Angriff mit flatternden Fahnen erobern sie das kleine Wäldchen und das Dorf Auflappen. Doch die Nacht bricht herein und verhindert, daß die Preußen in diesem schweren Kampfe den Sieg erringen. Wachtfeuer lohen auf, und nur in der Ferne hört man noch den Donner der russischen Artillerie.

Die Schlacht bei Br.-Eylau ist beendet. Zum ersten Male hat Napoleon trotz ungeheurer Verluste nicht gesiegt. Er nahm sein Nachtquartier in der Hütte eines Ziegelbrenners bei Grünhöfchen, weil er sich in Br.-Eylau nicht mehr sicher fühlte. Die Preußen aber hatten bewiesen, daß in ihnen noch der Geist des Großen Königs steckte und daß sie zu siegen und zu sterben verstanden, wenn sie nur tüchtige Führer hatten.

2. Der Eisenhammer von Zinken.

Die deutsche Eisenindustrie hat sich gewaltig entwickelt, und ihr Aufstieg schreitet unaufhaltsam vorwärts. In riesigen Fabriken werden ungeheure Eisenmengen verarbeitet. Um so erstaunter sind wir daher, wenn wir in Ostpreußen auf einsame Werkstätten stoßen, in denen heute noch auf die gleiche Weise Eisen zubereitet wird wie in früheren Tagen.

Auf der Straße von Landsberg nach Mehlsack kommen wir in das Dörfchen Zinken. Kurz vor der Schule biegt unser Weg nach Süden ab. Noch 1 Kilometer, und vor uns öffnet sich das kleine bewaldete Tal der Walsch. Von fern hören wir ein regelmäßiges dumpfes Pochen. Ein paar Schritte weiter, und da liegt, in einer Mulde versteckt, eine etwas verfallene Hütte. Die Walsch ist an dieser Stelle durch einen Damm aufgestaut. Unter einer Brücke führt ein künstlicher Nebenarm das Wasser in ein breites Bett, dessen Boden und Seiten mit dicken Bohlen bekleidet sind. Am Ende dieser Zuflußrinne stürzt das Wasser tief herab und dreht mit großer Kraft ein gewaltiges Rad.

In einem sonderbaren Halbdunkel liegt der Raum der Schmiedewerkstatt da. Rechts vom Eingang ist der Eisenhammer wie das ungeheure Werkzeug eines Riesen eingebaut. Das Wasserrad, das wir draußen gesehen haben, bewegt eine große Holzwelle, die den Hammer — einen mächtigen

Eisenblock — hebt und fallen läßt. Überall schwirrt und surrt es von Rädern, die von der Gewalt des Wassers getrieben werden.

Der Meister, der schon 30 Jahre lang seinen Dienst hier versieht, führt uns die Arbeit an seinem Eisenhammer vor. Am Eingang der Hütte liegt ein Stapel Eisenbahnräder. „Die Maschine dort“, sagt der Meister, „bricht diese alten Räder in mehrere Stücke auseinander. Hier haben wir einen Teil eines Rades im Schmiedeofen glühend gemacht. Mit Zangen wird das heiße Eisen an dieser Kette auf den Amboß befördert. Der Amboßblock ist ein alter Eichenstamm, der 3 Meter tief in die Erde hinabreicht und so manchen Ruck verträgt. Die starken Bänder hier halten den Stamm zusammen. Und diese dicke Eisenplatte, die oben aufliegt, ist die Bahn und fängt die Hammerschläge auf.“

Plötzlich beginnt sich der zentnerschwere Hammer zu heben und fällt dann mit großer Wucht auf das glühende Eisen, das von dem Meister und seinen Gesellen nach allen Seiten gedreht wird. Allmählich wird das Eisen flacher und breiter und schließlich zu einer Scheibe ausgeklopft.

„Nun wollen wir dies Eisenstück unter der alten Schere zurechtschneiden“, erklärt der Meister. Ein Druck auf einen Hebel — und wie von einem Stück Papier fallen Teile der glühenden Eisenscheibe zu Boden. Schon sind die Ränder glatt. Nun wird die Platte in gleichmäßige Stücke geschnitten. „Pflugscharen sind's geworden, wie ihr seht“, meint der Meister; „doch wir bekommen auch noch andere Dinge fertig.“ Und da sehen wir außer Pflugscharen in verschiedenen Stapeln Streichbretter für Pflüge, Eisenkeile, Schlittenschienen und Stückeisen. In jedem Jahr werden hier über 1000 Ztr. altes Eisen verarbeitet.

Noch einmal blicken wir uns in dieser alten Wasserschmiede um. Dort betreibt das Wasser den Blasebalg, hier eine Bohrmaschine, drüben die alte Eisenschere, deren Obermesser mit großem Druck herabgepreßt wird. Jedem Besucher kommt es vor, als ob die Zeit hier stehengeblieben ist.

„Ja“, sagt der Meister, „wann dieser alte Eisenhammer erbaut wurde, das wissen wir heute nicht mehr. Aber einige hundert Jahre sind's schon her, als unsere Vorfahren auf den großen Gedanken kamen, die Kraft des Wassers in ihren Dienst zu stellen. Heute hat der nationalsozialistische Staat diese alte Schmiedestätte unter seinen Schutz gestellt. Unser Gauleiter ist dafür, daß auch kleinere Industrieanlagen bei uns am Werke sind. Lange noch wird er deshalb arbeiten, — der einzige Eisenhammer mit Wasserbetrieb in unserm schönen Ostpreußen.“

3. Pferdemarkt in Wehlau.

Karl hat den größten Teil der Ferien bei seinem Onkel, dem Erbhofbauer, zugebracht. Morgen will der Onkel mit seinen zwei Braunen zum Pferdemarkt nach Wehlau. „Du darfst mitkommen, Junge“, sagte der Bauer, „und kannst dir den größten Pferdemarkt des Ostens einmal ansehen.“

Das ist so was für den Karl, der Pferde gern hat und — wie jeder echte Junge — nie genug zu sehen und zu hören bekommt. Ihm fällt daher das frühe Aufstehen am nächsten Tag gar nicht schwer. Gerade beim Pferdemarkt gilt das Sprichwort: „Morgenstunde hat Gold im Munde.“ Kaum blickt die Julisonne über die flachen Felder, da geht's schon im Trab auf Wehlau zu. Die beiden Pferde, die verkauft werden sollen, sind hinten am Wagen angebunden.

Auf der Straße sieht Karl, daß immer mehr und mehr Wagen dem gleichen Ziel zustreben. Nach zweistündiger Fahrt ist Wehlau in Sicht. Immer größer wird das Gedränge der Pferde und Fuhrwerke, und immer langsamer geht es vorwärts. Durch das alte Stadttor hindurch und um die Kirche herum kommen sie hinaus auf die weite Wiese, auf der dieser Markt abgehalten wird. Welch ein Leben und Treiben in dieser kleinen Stadt! (Abb. 26.)

Dort wird ein Pferd im Trab an dem Käufer vorbeigeführt, hier stellt ein Händler durch einen sachmännischen Blick ins Gebiß das Alter eines Schimmels fest; drüben handeln zwei Männer um den Preis der Rappen.

Auch der Onkel hat nach einigen Preiserkundigungen jetzt einen ernsthaften Käufer gefunden. Nun geht das Feilschen des Händlers los. Er bietet viel weniger als der Verkäufer verlangt, und schwört, daß er nicht eine einzige Mark zulegen kann, sonst kommt er an den Bettelstab. Der Bauer bleibt fest. Da sucht der Händler nach Fehlern bei den Pferden. Umsonst! Die Braunen sind gute eigene Zucht und keine „Verbrecher“. Und als sich allmählich noch andere Händler einsinden, da greift der erste Käufer schließlich zu. Ein kräftiger Handschlag — und der Kauf ist abgeschlossen. Die Zeit des „Ruppschellers“, der die Bauern zu betrügen suchte, ist nun endgültig vorbei.

Und was für ein Stimmengewirr klingt von allen Seiten herüber! Außer dem breiten Platt unserer Ostpreußen hört man fast alle Sprachen unserer östlichen Nachbarn — vor allem Polnisch und Litauisch.

Über die große Pregelbrücke kommen nun der Onkel und Karl zur Stadt zurück. Wie voll sind alle Geschäfte und Gasthäuser! Wehlau ist an diesem

Tage gar nicht wiederzuerkennen. Alle Einfahrten und Höfe sind mit Pferden und Fuhrwerken vollgestopft.

Bei einem kleinen Imbiß nach dem Handel hört Karl, daß in jedem Jahr hier im Juli der große Pferdemarkt stattfindet. Tausende von Pferden werden dann aufgetrieben. Man trifft hier alle Sorten: vom leichtfüßigen Vollblutpferd über das kräftige Halbblut bis zum schwersten Kaltblüter. Viele Pferde werden in andere deutsche Gaue und auch ins Ausland verkauft. Ostpreußen ist bekannt und berühmt als Pferdelerieferant.

4. Die Alle abwärts.

Ihr habt schon alle einmal auf einer Brücke gestanden, die über ein schmales Bächlein oder über einen Fluß führt, und dem dahineilenden Wasser nachgeblitt. Wie flink treiben auf ihm Holzstückchen dahin! Das Wasser der Bäche, der Flüsse und Ströme fließt immer, manchmal schnell, wie bei Hochwasser zur Zeit der Schneeschmelze oder nach starken Regengüssen, zu manchen Zeiten wieder langsamer. Wo kommt das Wasser her? Wo fließt es hin?

Wir wollen auf einer Faltbootfahrt einen unserer schönsten Flüsse, die Alle, kennenlernen. Wir fahren flußabwärts, flußaufwärts müßten wir gegen die Strömung ankämpfen und würden nur schlecht vorwärtskommen.

Die Alle entspringt weit im Süden Ostpreußens, etwa 10 Kilometer nördlich von Neidenburg. Dort sprudeln am Fuß eines hohen Hanges zwischen Erlenbäumen viele kleine Quellen hervor. Ihr klares Wasser vereinigt sich zu einem Wiesenbach, der nach Norden fließt. Er ist der Anfang der Alle. Kleine Rinnale und Bäche bringen bald von rechts, bald von links Wasser zu. Dadurch wird die Alle immer breiter. Bald nimmt sie der etwa 7 Kilometer lange Lansenkersee auf. Von hier kann unsere Fahrt beginnen.

Schnell ist das Boot zusammengesetzt; Decken, Proviant, Zelt und anderes mehr sind gut verstaut. Lustig flattert der Wimpel im Winde. In flotter Fahrt gehts zum Nordende des Sees, zum Ausfluß der Alle. Noch einen Blick werfen wir zurück über die weite Wasserfläche, die zwischen steilen Ufern und weiten grünen Wäldern eingebettet liegt. Nun lassen wir uns von der Strömung des Flusses treiben, nur dann und wann gebrauchen wir unsere Paddel, um das Boot mitten auf dem Wasser zu halten. Über uns wölben sich die dichten Kronen der Buchen zu einem

grünen Dache. Bald weitet sich das Flußtal, und die Türme von Allenstein tauchen vor uns auf. In einer weiten Schlinge durchfließt der Fluß die Stadt. Auch andere Allestädte wie Heilsberg, Bartenstein und Schippenbeil liegen mit ihrem älteren Teil in einer Flußschlinge. Der Fluß bot der Stadt in früheren Zeiten wie ein breiter Festungsgraben Schutz.

Wir halten am alten Ordensschloß, das sich mit seinem wuchtigen Turm und seinen mächtigen Mauern auf dem hohen Uferrand vor uns erhebt. Es tut gut, sich nach dem langen Sitzen wieder einmal zu strecken und zu recken und einen kleinen Rundgang durch die Stadt zu machen. Im Schloß ist das Heimatmuseum untergebracht. Es enthält vor allem Erinnerungen an die Abstimmungszeit im Jahre 1920. Auch das Abstimmungsdenkmal im Allensteiner Stadtwald kündet von jenen Tagen. Die Inschrift: „Wir bleiben deutsch!“ ist ein Bekenntnis für alle Zeiten. Unter den stattlichen Bauwerken der Stadt fallen uns die Regierung, das Gericht und das Rathaus auf. Ein lebhafter Zugverkehr auf dem Bahnhof verrät uns, daß Allenstein ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt ist. Auf der Karte können wir leicht feststellen, welche Eisenbahnlinien sich hier kreuzen.

Unter dem hohen Bogen der Eisenbahnbrücke hindurch geht unsere Fahrt nun durch den Allensteiner Stadtwald, den die Alle in tiefeingeschnittenem Kerbtal durchfließt. Bald hört die Strömung fast ganz auf, und der Fluß verbreitert sich zu einem schmalen See. Ein hohes Wehr versperrt uns den Weg. Aus einem Gebäude dringt der surrende Ton von Maschinen zu uns herüber. Das Wasser der Alle treibt hier ein Elektrizitätswerk, das Allenstein mit Strom versorgt. Wir müssen unser Boot um das Wehr tragen und unten wieder einsetzen.

Das ist eine recht anstrengende Fahrt, obwohl wir mit der Strömung fahren! Die Alle zieht nicht in geradem Lauf, sondern in vielen Windungen durch das Land (Abb. 27). Hier prallt das Wasser gegen eine steile Lehmannwand, während es auf der Gegenseite langsam über flachen Sandgrund dahingleitet. Immer wieder müssen wir steuern, um das Boot auf der Mitte des Flusses zu halten, und doch kommt es oftmals vor, daß wir plötzlich auffahren. Aber langweilig ist es nicht. Immer wieder gibt es etwas Neues zu sehen. An flachen Stellen löscht das Vieh seinen Durst, bis zum Bauch stehen manche Kühe im Wasser. Weiden und Erlen neigen sich zum Fluß, Binsen und Schilfrohr schwanken in der Strömung, und Mummeln breiten ihre großen Blätter und schönen gelben Blüten auf der Wasseroberfläche aus. Fischlein springen empor oder huschen im Wasser schnell dahin. Rückenschwärme spielen über dem Fluß.

Hier auf einer trocknen Stelle rasten wir und bauen das Zelt auf. Bald melden sich auch Hunger und Durst. Das schmeckt nach den Anstrengungen des Tages! Langsam wird es still am Fluß, der Abend bricht herein. Kühle Luft weht. Die Sterne leuchten am Himmel auf, und der Mond gießt sein bleiches Licht über das Land. Wir hüllen uns in unsere warmen Decken, und bald kommt der Schlaf.

Mehrere Tage dauert unsere Fahrt. Guttstadt gleitet an uns vorüber. In Heilsberg besichtigen wir das gewaltige Bischofsschloß und die altertümliche, malerische Stadt. Um das Viereck des Marktes stehen viele alte Giebelhäuser mit Laubengängen. Außerhalb der Stadt ragen zwei hohe Gittertürme empor, die Türme des Heilsberger Senders. Bei Heilsberg verläßt die Alle den Landrücken. Nun fließt sie ruhiger im ebenen Lande. Es geht vorbei an der Stadt Bartenstein, bei der wir an die bekannte Bartensteiner Butter denken. Bartenstein hat eine der größten Meiereien Ostpreußens. Bald taucht Schippenbeil vor uns auf. Es liegt abseits vom Verkehr und hat sich die Beschaulichkeit der Kleinstadt bewahrt. Nur an Markttagen, wenn die Landbevölkerung zur Stadt kommt, herrscht hier reges Leben und Treiben.

Unterhalb dieser Stadt hört die Strömung fast ganz auf. Kurz vor Friedland staut nochmals ein gewaltiger Damm das Allewasser zu einem großen See auf. Wir stehen am Ostpreußenwerk, das einen großen Teil der Provinz mit elektrischem Strom versorgt. — Bei Friedland lieferten die Franzosen den Russen am 14. Juni 1807 eine blutige Schlacht. Das Heimatmuseum im Rathaus bewahrt zahlreiche Erinnerungen an diesen unglücklichen Tag.

An Allenburg, dem Endpunkt des masurischen Kanals vorbei, nähern wir uns nun dem Ziel unserer Fahrt, der Stadt Wehlau, wo die Alle in den Pregel mündet.

Eine weite Fahrt liegt hinter uns. Wir haben gesehen, wie ein Fluß sich aus kleinsten Anfängen entwickelt und wie er immer mächtiger und breiter wird. Wie verschieden ist das Bild der Landschaften, die er durchzieht! Seit alter Zeit hat der Mensch am Fluß Dörfer und Städte angelegt, er hat den Fluß als Wasserstraße benutzt und seine Wasser-, Mühlen- und Sägewerke treiben lassen. Welch gewaltige Arbeit leistet die Alle heute in den großen Elektrizitätswerken!

Der Pregel führt das Wasser der Alle dem Frischen Haff und damit der Ostsee zu.

5. Auf der Zehlau.

Wir wollen heute eins der größten Hochmoore Deutschlands, die Zehlau, besuchen. Wer uns begleitet, muß gut zu Fuß sein. Im Rucksack stecken Ekwaren für einen ganzen Tag. Vor allem aber dürfen wir nicht die gefüllte Feldflasche vergessen; denn unterwegs gibt es nichts zu trinken, und das braune Moorwasser wird uns nicht schmecken.

In Uderwangen, das an der Strecke Löwenhagen—Friedland liegt, verlassen wir den Zug. Der Anmarsch bis zum Rande des Moores beträgt etwa 10 Kilometer, also gut zwei bis drei Stunden Weg. Die Landstraße, auf der wir wandern, führt zwischen Feldern und Wiesen hindurch. Ein kleiner Fluß, der Frisching, dessen braunem Wasser wir es ansehen, daß es vom Moore stammt, windet sich durch das völlig ebene Land.

Nun nimmt uns der Wald auf. Er gehört zu der großen Frisching-forst, in der das Hochmoor liegt. Je näher wir dem Hochmoor kommen, desto kümmerlicher werden die Birken, Erlen, Kiefern und Fichten. Ihre Rinde ist dicht mit Flechten überzogen. Einzelne Bäume sind ganz abgestorben und ihre verdorrten Äste ragen kahl in die Luft. Der Boden ist mit grünen Moospolstern überdeckt, die wie ein Schwamm mit Wasser vollgesogen sind. Von zahlreichen kleinen, weißblühenden Sträuchern strömt ein eigenartiger Geruch aus. Das ist der Porst, der auch Mottenkraut heißt. Dazwischen wiegen sich auf schwanken Halmen die weißen Wollbüschel des Wollgrases.

Nun hört der Weg ganz auf. Plötzlich versperrt manns Hohes Schilf den Ausblick. Was liegt dahinter? Stehen wir am Rande eines Sees? Der Schilfgürtel ist nur schmal, bald sind wir hindurch. Da dehnt sich vor uns eine weite, braungüne, sanft gewölbte Fläche aus, das Hochmoor (Abb. 25). Wie einsam ist es hier. Kaum ein Laut dringt an unser Ohr. An heißen, windstillen Tagen lastet eine drückende, schwüle Treibhausluft über dem Moor. Heute weht ein leichter Wind und bringt uns etwas Kühlung. Wie anstrengend es ist, auf dem Hochmoor vorwärts zu kommen. Wir haben schon längst Schuhe und Strümpfe ausgezogen. Bei jedem Schritt drückt sich der Fuß tief in den weichen, nassen Boden ein. Stellenweise versinken wir bis zum Knie. Uns wird ganz unheimlich zumute. Allerlei gruselige Geschichten vom Moor fallen uns ein, von Menschen, die das Moor verschlungen hat und von denen man auch nicht eine Spur mehr fand. Ihre ruhelosen Seelen tanzen nach altem Volksglauben in warmen Sommernächten als Irrlichter über dem Moor.

Ziehen wir einmal eine Handvoll Moos aus dem Boden heraus. Da sehen wir, daß es aus vielen, kleinen zarten Moospflänzchen besteht. Oben zeigen sie frische und grüne Triebe, nach unten zu sind sie jedoch schon vermodert. Noch tiefer im Boden haben sich die Pflanzenmassen bereits in braunen Torf verwandelt, wie wir ihn von Torfstichen her kennen. Drücken wir das Moos mit der Hand zusammen, dann kommt eine Menge Wasser heraus. Das ganze, weite Zehlau Moor, das 7 Kilometer lang und 4 Kilometer breit und in der Mitte bis 6 Meter tief ist, besteht zum größten Teil aus solchen Torfmoosen.

Eintönig ist das Landschaftsbild auf dem Moor. Nur verkrüppelte Kiefern, die kaum höher als ein Meter werden, und hier und dort Blaubeer- und Moosbeergestrüpp stehen verstreut auf der Fläche. Wir sehen uns vergebens nach bunten Blumen um. Hier und dort schimmert es rötlich auf. Schmale, löffelförmige Blätter stehen am Grund zu einem Kreise zusammen. An den Blatträndern funkeln in der heißen Mittagssonne kleine Tröpfchen. Das ist der Sonnentau, der nur auf dem Moor wächst. Kleine Insekten, die von den glitzernden Tautröpfchen angelockt werden, bleiben an ihnen kleben und werden von der Pflanze langsam verdaut. Der Sonnentau ist eine fleischfressende Pflanze.

Nun gibt es eine Überraschung. Als wir nach mehrstündigem, anstrengendem Marsch die Mitte des Hochmoors erreichen, blinken kleine Wasserflächen vor uns auf, die Moorteiche oder Blänken. Die Moordecke schaukelt, wenn wir bis an den Rand treten. In dem braunen Moorwasser kann kein Fischlein leben. Unheimlich und unergründlich ist es hier. Da dringt aus den Lüften das Krüh — Krüh, der Ruf der Kraniche, an unser Ohr. Einige dieser seltenen scheuen Vögel, die in jedem Jahr auf der Zehlau brüten, ziehen in schwebendem Fluge über das Moor.

Nun treten wir den Rückmarsch an. Wir haben ein Stück gewaltiger, einsamer Natur erlebt. Die Zehlau ist das schönste Hochmoor, das wir in Deutschland besitzen. In Ostpreußen gibt es noch zahlreiche Hochmoore; unter ihnen ist das größte das Große Moosbruch in der Memelniederung. Diese Moore werden heute urbar gemacht und zu Acker und Wiesenland umgewandelt. Die Zehlau soll aber für immer als Hochmoor erhalten bleiben. Sie ist zum Naturschutzgebiet erklärt worden.

6. Über den Stablaß.

Auf der Fahrt von Königsberg nach Pr.-Eylau sehen wir im Südwesten ein bewaldetes Hügelland. Es ist der Stablaß, den wir heute besuchen wollen.

Am Bahnhof Pr.-Eylau angekommen, setzen wir die Fahrt im Omnibus fort. Langsam windet sich die Landstraße hügelan und hügelab. Jetzt geht es abwärts über die neue Eisenbahnstrecke, die von Pr.-Eylau über Zinten nach Heiligenbeil führt. Wir nähern uns dem Ziel. An den schnurgeraden Straßen sehen wir kleine freundliche Häuschen mit hübschen Gärten davor, im Hintergrund die neue Kirche und Schule.

Das große Gebiet des Stablaß ist ein neuer Truppenübungsplatz geworden, auf dem, wie in Arns, unsere Wehrmacht ihre Ausbildung erhält. Eine endlose Kette von Militärautos kommt uns entgegen. Es ist eine Panzerabwehrabteilung, die ihre Übung beendet hat und in ihren Standort zurückkehrt. Wir fahren an großen, schmutzen Kasernen vorbei weiter ins bewaldete Stablaßgebiet. Wie anders sieht die Gegend hier aus. Die Dörfer und Gehöfte sind verlassen, die Menschen sind fortgezogen und haben an anderen Stellen neue Bauernhöfe erhalten. Das ganze Gelände wurde für militärische Zwecke geräumt.

Wir besteigen einen alten Kirchturm. Weit hinein reicht unser Blick ins Land. Fern am Horizont sehen wir das Frische Häff und unter einem Dunstschleier Königsberg. An grünen Wiesen vorbei und durch dunkle Kiefern- und Tannenwälder führt unser Weg in den Stablaß hinein. Die Wiesen sind mit gewaltigen Steinen übersät. Von diesen Steinen hat der Stablaß seinen Namen. (Stablaß ist ein altpreußisches Wort und bedeutet Steinfeld.)

Jetzt fällt der Weg nach Landsberg ab. Im Hirschwinkel, einem schönen bewaldeten Ausflugsort, machen wir noch einmal Rast, dann geht es weiter in die alte Ordensstadt Landsberg. Über 600 Jahre ist es her, als dieses kleine Landstädtchen vom Deutschen Ritterorden gegründet wurde. Verträumt liegt es da mit seinen engen, winkligen Gassen. Zehn Kilometer von hier, in der Nähe von Wildenhoff, kommen wir auf die größte Erhebung des Stablaß, den Schloßberg (216 Meter). Auch hier erinnern große Steine und verfallene Wälle an unsere alte Vergangenheit. Fern im Süden erblicken wir auf einem Hügel den Sendeturm von Heilsberg. Vor uns liegt der Nordrand des preußischen Landrückens.

7. Auf der ostpreußischen Reichsautobahn.

Die Räder eines geschlossenen Reisewagens mahlen langsam durch den hohen Sand. Schwer haben die Pferde zu ziehen, nur mühsam geht es vorwärts. Die Straße ist nicht gepflastert, und unser Reisewagen wird hin und her geschüttelt. Jetzt sind wir schon einige Stunden von Königsberg entfernt und haben noch immer nicht Heiligenbeil erreicht. So reiste man früher mit der Postkutsche, als die Straßen noch nicht so gut waren und die

Reichsbahn die Leute noch nicht so schnell und sicher von einem Ort zum anderen beförderte.

Es änderte sich erst, als vor ungefähr 100 Jahren die Bahnlinie von Marienburg nach Königsberg fertiggestellt wurde und die großen Landstraßen allmählich gepflastert und schließlich mit Asphalt gedeckt wurden. Als aber im Jahre 1933 der Führer die Macht in unserem Vaterlande übernahm, wurden „die Straßen Adolf Hitlers“ gebaut, die die größten und schönsten der Welt sind (Abb. 29).

Im September 1933 wurde auch bei uns in Ostpreußen mit dem Bau der Reichsautobahn zwischen Königsberg und Elbing begonnen. An den verschiedensten Stellen begann ein reges Leben. 15 große Arbeitslager entstanden, in denen Volksgenossen untergebracht wurden, die an der neuen Straße arbeiten sollten. Über 6000 fanden hier für mehrere Jahre Arbeit und Brot. Von den Arbeitskameraden wurden bis März 1938 insgesamt 3 228 278 Tagewerke geleistet. Überall begann eine rege Tätigkeit. Hügel wurden abgetragen, Flüsse wurden verlegt, neue Wege entstanden, und durch die Wälder wurden breite Durchfahrten hindurchgehauen. Eisenbahnanschlüsse führten lange Güterzüge bis an die Baustellen. Dort rollten Lastwagen mit Kies, Steinen und Zement heran. Bald ratterten die Zementmischer, geschäftige Arbeiter eilten hin und her. Eine Straßenschicht wurde über die andere gelegt, und endlich konnte eine gewaltige Maschine die letzte Decke auf die Straße walzen. Oft gab es Schwierigkeiten, die nicht so bald überwunden werden konnten. Über breite Täler wurden große Brücken und Viadukte gebaut, Moore mußten umgangen oder beseitigt werden. So konnte endlich im Jahre 1936 die 92 Kilometer lange Strecke zwischen Königsberg und Elbing eröffnet werden.

Eine Fahrt über unsere ostpreußische Reichsautobahn soll uns heute die Schönheit der neuen Straße zeigen.

Kurz hinter Königsberg biegen wir von der Straße Königsberg—Rastenburg in die Reichsautobahn ein. Wie ein langes weißes Band zieht sich die breite Straße beinahe schnurgerade nach Südwesten. Eine schwarze Linie teilt die Fahrbahn. Sie wurde zur Sicherung der sich begegnenden Fahrzeuge geschaffen. Die Fahrbahn ist überall 7,50 Meter breit und im Durchschnitt 20—25 Zentimeter stark. Zu beiden Seiten befinden sich noch sogenannte Sicherheitsstreifen von je 1 Meter Breite. Es ist doch ein ganz anderes Fahren als auf den Kunststraßen. Kein Fuhrwerk, kein Radfahrer, kein Fußgänger stört uns. Wie übersichtlich die Straße ist! Es geht durch kein Dorf. Wir berühren keine Stadt, kommen an keine Straßenkreuzung. Mit hoher gleichmäßiger Geschwindigkeit geht es an Wiesen und fruchtbaren

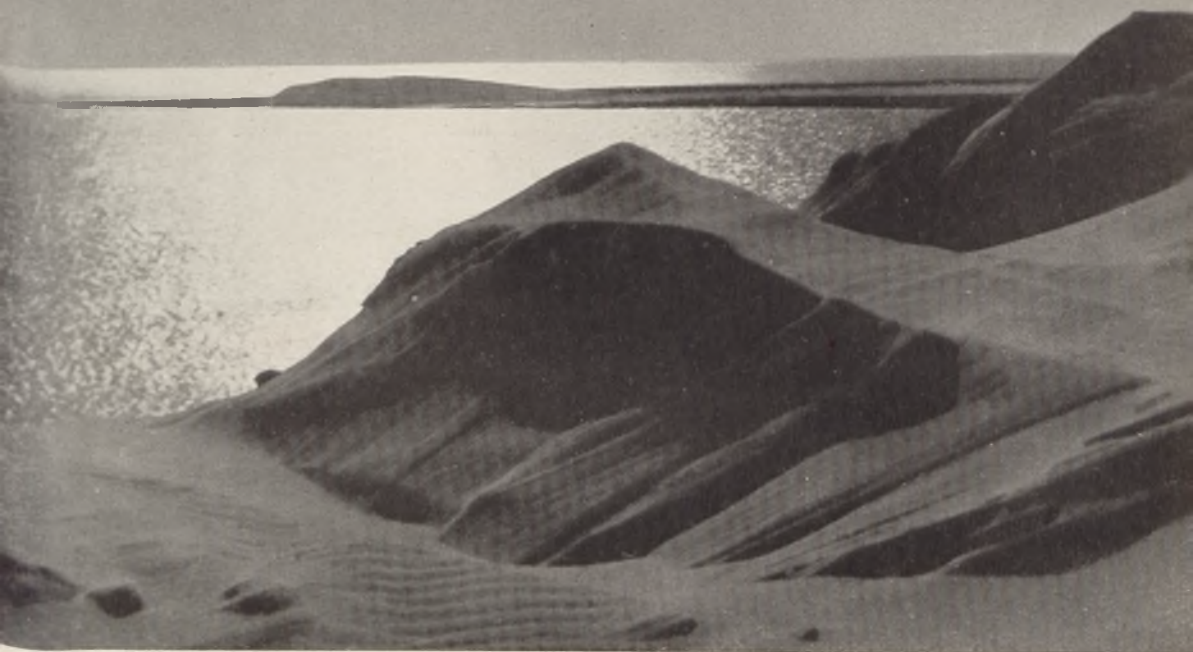


Abb. 23 Kurische Nehrung. Grenze Deutschland—Memelgebiet mit den höchsten Wanderdünen Europas

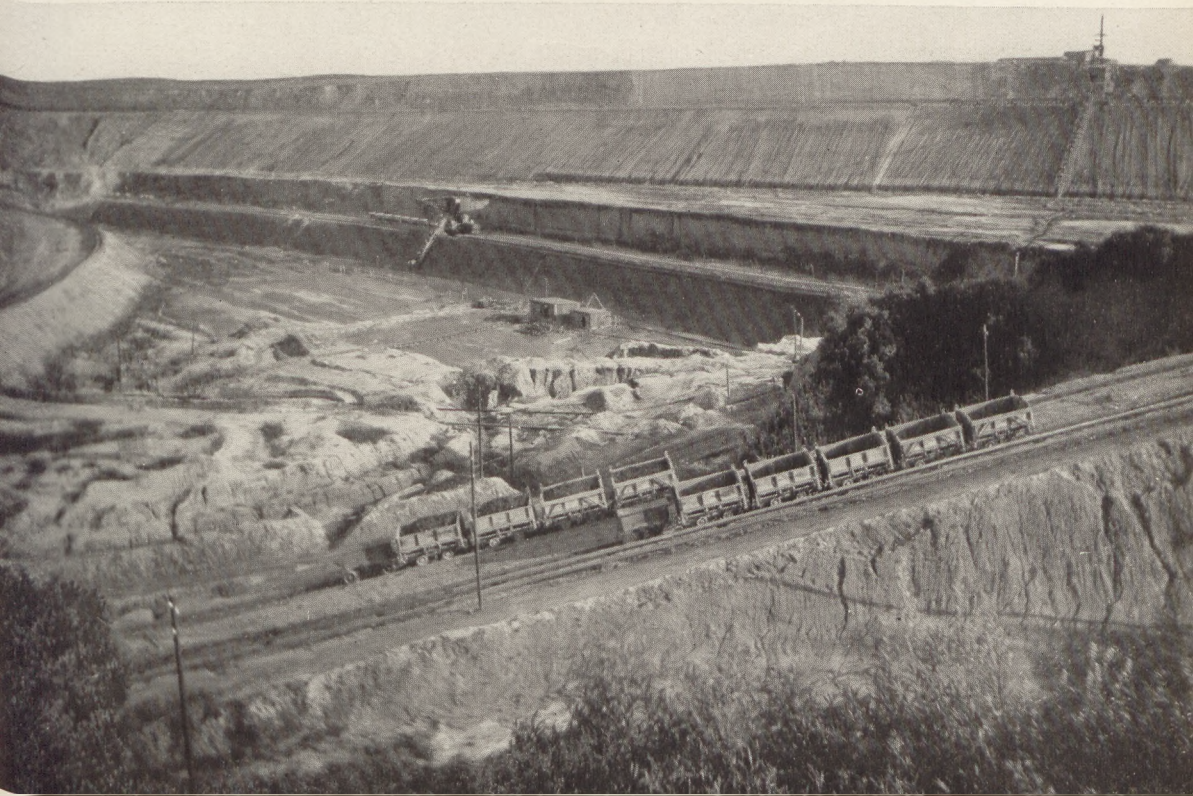


Abb. 24 Bernsteinwerk Palmnicken



Abb. 25 Eine Zehlaublänke

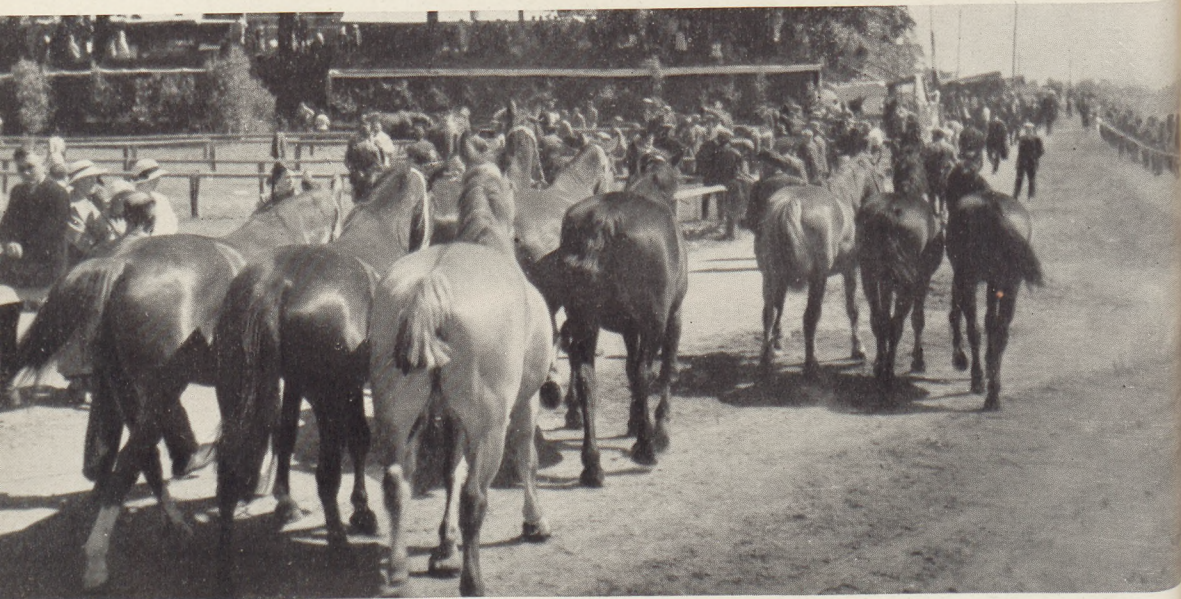


Abb. 26 Pferdemarkt in Wehlau



Abb. 27 Das Alletal bei Allenstein

Feldern vorüber, und jetzt nimmt uns der grüne Wald auf. Warnungsleuchtschilder mahnen zur vorsichtigen Fahrt, weil das Wild hier oft über die Straße wechselt. In der Nähe größerer Orte und wichtiger Straßen hat man Ein- und Ausfahrten geschaffen, um das Straßennetz zu vervollständigen. Auch an einer Anzahl schön gelegener Parkplätze kommen wir vorbei. Hier kann der Autofahrer Rast halten, oder kleinere Reparaturen ausführen, ohne den Verkehr zu behindern. Jetzt geht es über Eisenbahnen und Straßen hinweg. Dort blinkt und glitzert der Lauf eines Flusses aus tiefem Talgrund zu uns herauf. Lastwagen, Autos, Motorräder kommen uns entgegen. Die ganze Straße entlang begleiten uns die „Rakenaugen“, die zur Orientierung bei Nachtfahrten dienen. Vor uns sehen wir das Gelände hügeliger werden, wir kommen in das Gebiet der Elbinger Höhe. Von hier aus haben wir einen herrlichen Blick in die Niederung. Der Wagen rollt nun immer bergab, und dort leuchtet uns auch schon das Schild „Ende der Autobahn“ entgegen. Wir sind genau eine Stunde gefahren, haben also eine Durchschnittsgeschwindigkeit von fast 100 Kilometer erreicht.

Im Land der tausend Seen.

1. Quer durch Südostpreußen.

Sobald bei uns die Reisezeit begonnen hat, finden sich in Südostpreußen zahlreiche Gäste aus allen deutschen Gauen ein. Viele von ihnen haben hier im Weltkrieg die deutsche Erde gegen den Ansturm feindlicher Heere tapfer verteidigt. Sie kehren gern zu diesen Stätten unvergeßlicher Erlebnisse zurück und bringen zuweilen auch noch Verwandte oder Bekannte mit. Gar mancher erinnert sich jener schweren, stolzen Stunden, die Tod und Verderben verbreiteten und dann den Sieg brachten. Heute liegt die masurische Landschaft friedlich da und bietet in ihrer eigenartigen Schönheit Erholung und Freude.

Viele günstige Verkehrswege führen durch Südostpreußen. Besonders bekannt und beliebt ist die etwa 100 Kilometer lange Wasserstraße über die masurischen Seen von Angerburg bis Niedersee. Den ganzen Sommer über fahren auf ihr täglich flinke Dampfer und Motorschiffe und machen jährlich Tausende von Sommergästen mit den Reizen Masurens bekannt.

In Angerburg, dem „Tor Masurens“, beginnen wir die Fahrt bei heiterem Sommerwetter. Vor uns dehnt sich bald der gewaltige Mauersee mit seinen mächtigen Buchten, grünen Landzungen und dunklen Inseln.

Wir machen eine Schleife nach Osten und fahren durch den schmalen Zugang in die weite Bucht des Schwenzaitsees hinein. Sein glitzernder Wasserspiegel liegt still da. Nur einige Segelboote ziehen langsam

uferwärts. Im Winter aber — besonders während der Eissegelwoche — herrscht hier lautes Leben und Treiben. Pfeilschnell sausen dann die Segelschlitten dahin in rasender Wettfahrt, angespornt und bewundert von zahlreichen Zuschauern. — Vom Angerburger Heldenfriedhof ragt ein schlichtes Kreuz hoch zum Himmel. Zwischen blühenden Rosensträuchern und grünen Hecken schlummern dort Hunderte gefallener deutscher und russischer Soldaten. — Nachdem noch das gastfreundliche Waldhaus Jägerhöhe herübergegrüßt hat, wenden wir uns westwärts und fahren in den Hauptsee zurück.

Nach abwechslungsreicher Reise tauchen in der Ferne die Türme von Löken auf. Bald sind wir an der Dampferanlegestelle am Löwentinsee.

Frohes Lachen klingt uns aus der geräumigen Jugendherberge entgegen, die alljährlich mehrere Tausend junger, willkommener Gäste beherbergt. Das freundliche Löken steht im Fremdenverkehr Masurens an erster Stelle. Hier kreuzen sich die Verkehrswege zu Wasser und zu Lande. An diesem Punkte zwischen den beiden großen Seen wurde auch die Feste Boyen angelegt, die für die Verteidigung Ostpreußens von größter Bedeutung war. Im Weltkriege waren die eigentlichen Festungswerke weit nach Osten vorgeschoben und hielten hier die Russenflut auf. In dem alten Ordensschloß birgt eine Gedenkhalle, das Weltkriegsmuseum Ostpreußens, viele Erinnerungen an Lökens große Zeit, an die heldenhafte Verteidigung der Feste Boyen.

Der Löwentinsee, dessen Spiegel unser Fahrzeug nun durchschneidet, erscheint weniger reizvoll. Dafür aber ist seine weite Wasserfläche durch zahlreiche helle Segel belebt.

Dann rücken die Ufer immer näher zusammen, und unser Boot muß durch eine Reihe kleinerer Seen und Kanäle hindurch. Hier merken wir deutlich, daß man Südostpreußen mit Recht das „Land der 1000 Seen“ nennt. Über die Entstehung dieser Seen erzählt man sich eine schöne Sage:

Vor vielen, vielen Jahren soll hier in diesem Lande die Tochter eines Riesen gelebt haben. Sie hatte eine kostbare, blauschimmernde Perlenkette. Wer die Perlen ansah, vergaß Kummer und Leid. — Ein junger Nachbarriese wollte das Riesenfräulein freien. Sie mochte ihn aber nicht und floh vor ihm. Er verfolgte sie. Auf der Flucht riß die Schnur, und die Perlen verstreuten sich über ganz Südostpreußen. Aus ihnen wurden nun prächtige Seen. Wo die Perlen ganz geblieben sind, haben wir runde Seen; wo sie auseinanderprangen, finden wir Seen mit unregelmäßiger Gestalt. Aber die wundersame Kraft behielten diese Perlen, auch als sie

in Seen verwandelt waren. Wer sie anblickt, der vergißt auch heute noch seine Schmerzen und Nöte.

In schneller Fahrt nähern wir uns jetzt dem Fischerstädtchen Nikolaiken. An der Anlegestelle reichen Fischerfrauen mit rauchgebräunten Händen die goldgelben, köstlichen Maränen zum Kauf. Wie wundervoll schmecken doch diese edlen Fische, die nur in dem kühlen Wasser dieser tiefen Seen leben! Die Nikolaiker Maränen sind berühmt und gehören zu den begehrtesten Lederbissen. Jedes Jahr wird hier an einem Julisonntag das große Volksfest „Tag der Maräne“ gefeiert. Fröhliche masurische Volksbräuche schaffen dann viel Freude und verbinden Stadt und Land. — Wir lachen wie alle Besucher Nikolaikens über den meterlangen, hölzernen Stintheingst, der mit feurigen Augen und dem Krönlein auf dem Kopf an einer Kette unter der Brücke schwimmt. Von diesem „Vater des masurischen Fischreichtums“ gehen im Volke verschiedene Geschichten um.

Auf der Weiterfahrt spüren wir plötzlich einen frischen, würzigen Ostwind. Nach Südosten zu tut sich ein weiter Durchblick auf. Über eine Wasserstraße hinweg ist die endlose Fläche des blinkenden Spirdingsees zu sehen. Er ist der größte See Norddeutschlands. Sein Gegenüber schimmert am fernen Horizont nur als ein schwacher Strich. Wie eine riesengroße, mit Wasser gefüllte Schüssel breitet sich das „Masurische Meer“ aus mit einer Tiefe von nur 25 Meter. Hier zweigt die Dampferlinie nach Johannisburg ab.

Dann geht es in den langgestreckten Beldahnsee. Gleich einer duftgrünen Wand ziehen sich seine bewaldeten Ufer hin. Traumhafte Stille herrscht ringsum. Nur hin und wieder wird sie von lockenden Rufen einzelner Wasservögel unterbrochen. Zwischen Seerosen, Mummeln und Binsen des Uferrandes schwimmen Bleßhühner, Wildenten und Haubentaucher. Im flachen Wasser der Seekante jagt der Reiher stelzend den ängstlichen Fisch zum Ufer. Nach genügendem Beutefang hebt er sich auf seinen schweren Schwingen zum hohen Kiefernhorst, wo nicht weit von ihm der Schwarzstorch sein Baumnest gebaut hat.

Kurz vor dem Ziel gibt es noch ein kleines Erlebnis. Das Boot muß durch eine Schleuse fahren; denn der nächste See hat einen höheren Wasser Spiegel. Langsam schließt sich hinter dem Boot das Tor der Schleusenkammer. Das Boot hebt sich allmählich. Bald ist der Wasserstand der Kammer mit dem des Sees ausgeglichen. Dann öffnet sich das vordere Schleusentor, und das Boot hat wieder freie Fahrt.

Kurz vor Niedersee, dem „Herzen der Johannisburger Heide“, ist der See mit unzähligen Holzstämmen bedeckt, die zu dem großen Sägewerk

des Ortes gehören (Abb. 31). Lautes Schreien und Kreischen der Sägen klingt herüber. Endlose Stapel von Brettern und Balken warten auf die Verschickung mit der Eisenbahn.

Ein schmaler Kanal führt unter zwei hohen Brücken in den inselreichen Niedersee, der als der schönste See Südostpreußens gilt. Hochstämmiger Kiefernwald bedeckt die Ufer und tritt bis dicht an das Wasser (Abb. 30).

Da lenkt das Boot zum Ufer. Die abwechslungsreiche und daher kurzweilige Fahrt ist beendet. Mitten in dieser Pracht liegt unweit der Jugendherberge das neue Kurhaus Niedersee. Es ladet zur wohlverdienten Rast und zu weiteren Ausflügen in das schöne Südostpreußen ein.

2. Eisfischerei.

Endlich hat Südostpreußen wieder einmal einen richtigen Winter. Die Buben und Mädchen jubeln. Sie können tüchtig Schlittschuh laufen, Schlitten fahren, Eiskarussell drehen und Eisscheibe spielen.

Bald kommen auch Fischer auf den See, und die Eisfischerei beginnt. Der Fischzug ist vom Garnmeister genau abgezeichnet. Er kennt die richtigen Stellen. Einige Fischer haben ein großes, viereckiges Loch, eine „Wuhne“, in das dicke Eis geschlagen. Dieses Einlaßloch ist so groß wie der Fußboden einer mittleren Stube. Andere sind dabei, ein mächtiges Viereck durch kleine, runde Wuhnen zu umgrenzen und dann weit gegenüber dem Einlaßloch ein ebenso großes Auszugsloch in das Eis zu hauen.

Während dieser Arbeiten liegt das große Zugnetz an der Einlaßwuhne auf zwei Schlitten geschickt zusammengelegt. Oh, ist das ein Riesengerät! Es besteht aus einem Netzsaß von 40 Meter Länge mit zwei Flügeln. Jeder dieser Seitenflügel ist 200 Meter lang und hat vorn ein 200 Meter langes Zugseil (Abb. 32).

Nun wird das Netz im Einlaßloch versenkt und allmählich ausgespannt. Jede Zugleine ist an einer 30 Meter langen Holzstange befestigt. Diese beiden Treibstangen schwimmen unter dem Eis schräg nach auswärts und werden mit eisernen Gabeln von Eisloch zu Eisloch geschoben in der Richtung auf die Auszugswuhne zu. Dadurch kommen die Netzflügel weit auseinander und umspannen einen fischreichen Seeabschnitt. Ist das Netz nun richtig ausgebreitet, dann werden die Flügel zum Fangloch geführt. Hinter ihnen schleppt der Netzsaß nach und fängt alle Fische auf, die er unterwegs trifft.

Denkt nicht, daß diese Arbeiten so leicht sind! Solch ein Netzeungeheuer hat seine Ricken. Unter Scherzworten und kameradschaftlichem Beistand wird es unter Eis vorwärts gebracht.

Die beiden Zugseile sind schon aufgerollt und die Netzflügel in der Auszugswuhne aufgetaucht. Jetzt faßt alles zu. Griff bei Griff wird das Netz heraufgeholt. Dicht gedrängt stehen zu beiden Seiten die Zuschauer und die Kauflustigen.

Kein Zweifel: es steht ein reicher Fang bevor. In dem aufgerührten Wasser der breiten Wuhne tauchen die Rücken großer Fische auf, um blitzschnell wieder zu verschwinden. Der Fischereipächter greift nach einer langen Stange, an deren Ende ein ausgehöhlter Holzkumpen angebracht ist. Mit gurgelnden Stößen schreut er die Fische zurück, die nach vorn entfliehen möchten, und treibt sie in das Netz.

Nun sind die Flügel eingeholt. Der geschlossene Netzsack ist herbeigekommen und füllt das ganze Fangloch aus. Kein Fisch kann mehr entrennen. Die Fischer stehen rings um die Wuhne und heben das Netztgewebe Handbreit um Handbreit empor. Immer stärker wird das Gewimmel in dem umschlossenen Raum. Große Hechte schnellen $\frac{1}{2}$ Meter hoch über die dunklen Rücken der festgekeilten Masse. Der Pächter lächelt zufrieden. Mit einem weitmaschigen Handfangnetz, dem „Kesch“, schöpft er die reiche Beute aus dem Sack und füllt die Fischtonnen, wobei ihm einige Fischer helfen. Hechte, Barsche, Schleie, Breßen, Karpfen, Plöze kommen hinein, um dann später sortiert zu werden. Der Rest — es sind kleinere Fische — wird aus dem Netzsack in große, flache Holzbehälter geschüttet.

Der Pächter bleibt zurück. Jeder der Wartenden wird nach Wunsch gegen bare Münze mit Fischen bedacht. — Die Fischer sind inzwischen zu neuem Fang abgerückt.

3. Auf Hügeln und Höhen.

„Langsam, Jungs! Nicht durcheinander! Ihr kommt doch alle zur Zeit!“ ruft Lehrer Birk den heftig nachdrängenden Buben zu. Heute gibt's nämlich eine Heimatkundestunde auf dem Bismardturm, und das ist Grund genug zur Aufregung für so kleine Leute.

„Nun seht euch einmal gründlich um!“ mahnt der Lehrer. „Was fällt euch auf, wenn ihr die Gegend um euch herum betrachtet?“ — „Wir sehen Hügel, Höhen, Berge, viele Baumgruppen . . .“ — „Richtig, Heinz! Und wenn ihr über Sensburg hinweg nach Mühltal zu blickt? Nun, Walter?“ — „Da sind zwischen den Bergen einige Schluchten und Seen.“ — „Stimmt! Und diese Abwechslung ist das Auffallende an unserer Heimat Südostpreußen. Über ihre Entstehung gibt es da eine feine Sage:

Gott hatte die Erde geschaffen. Er war zufrieden mit seinem Werk. Wie er alles noch einmal überblickte, da sah er plötzlich an einer Stelle ein lang-

gezogenes, tiefes Loch. Das hatte er bei seiner Arbeit wohl übersehen und nicht ausgefüllt. Vielleicht war's auch soeben erst eingestürzt. Und das war der Platz, wo heute unser Südostpreußen liegt.

Nein, so konnte es nicht bleiben! Der Herrgott wußte Rat. Er griff mit seinen Schöpferhänden über den großen Erdball. Von überall holte er verschiedene Stücke herbei und streute sie in dieses Loch. Die Gebirge gaben ihm Felsblöcke und große Mengen steiniger Erde. Hügel und Höhen türmten sich hiervon auf. Von den Niederungen stammen der Lehm und die fruchtbare Schwarzerde. Wüsten und Heiden lieferten Sand. Viele Hände voll Wasser gossen Seen auf. Manche Stellen wurden durch Waldstücke bedeckt. So war das weite Loch bald ausgefüllt; aber es gab ein buntes Durcheinander. Und so sieht unser schönes Südostpreußen heute noch aus.“

„Ist das wirklich wahr, Herr Birk?“ fragt Hans erstaunt. Lächelnd antwortet der Lehrer: „Aber Junge, ich sagte doch schon vorhin, daß dieses von den alten Leute damals so erfonnen wurde. Sie konnten sich nicht erklären, wie unser Heimatland sein Aussehen bekommen hat. Heute aber wissen wir es ganz genau. Verschiedene gelehrte Männer haben es nach langen Untersuchungen herausgefunden. Also das kam so:

Vor vielen tausend Jahren war es in unserer ostpreussischen Heimat weit kälter als heute. Mächtige Eismassen schoben sich von Norden in langsamer Fahrt hierher. Sie kamen von den hohen Gebirgen der Nordländer. Unser Ostpreußen sah damals aus wie heute Grönland, das mit ungeheuren Eismassen bepackt ist.

Diese hohe und schwere Eisdecke schob nun alles mit, was sie traf — genau so, als wenn ihr Schnee mit einem Schiebebrett vor euch drückt und auch allerlei mitschabt. Am Rande dieser Eismassen — also da, wo wir jetzt stehen, und weiter um uns herum — häuften sich die mitgeführten Erdstücke zu bedeutenden Erhebungen.

Als es nun wärmer wurde, fing das Eis an zu tauen und sich in Wasser zu verwandeln. Dieses Schmelzwasser floß ab, spülte im Erdboden tiefe Löcher und Schluchten aus und sammelte sich schließlich an. Und als das Eis allmählich ganz weggetaut war, da blieb die mächtige Decke verschiedenartiger Erde mit ihren Erhöhungen und Hügeln zurück. In den Vertiefungen und breiten Becken sammelte sich das Wasser zu Seen und Teichen. Mit der Zeit wuchsen auch Wälder und breiteten sich immer mehr aus.

So kommt es, daß unsere südostpreussische Heimat nicht langweilig erscheint, sondern zu den abwechslungsreichsten und schönsten Landschaften unseres großen deutschen Vaterlandes gehört.“

4. Im Wald.

Seen, Hügel und Wälder machen vor allem die Schönheit Südostpreußens aus. Es gibt wohl kaum einen Punkt in Masuren, von dem aus nicht in der Ferne die dunkle, feingezackte Linie eines Forstes oder Haines zu sehen wäre. Hier liegt auch die *Johannisburger Heide*, das größte zusammenhängende Waldgebiet Deutschlands. Wenn man diese Waldfläche aufrollen würde, dann gäbe es einen Streifen, der von Königsberg bis Köln reichte — also durch ganz Deutschland. Und diese Waldborte wäre mindestens 1 km breit.

Der Wald ist der Freund, Beschützer und Ernährer vieler tausend Menschen — vom Beerenleser bis hinauf zum Sägewerksbesitzer. Hier sind fast alle Bäume anzutreffen, die auf unserer lieben deutschen Erde wachsen: Kiefern, Tannen, Eichen, Birken, Weißbuchen, Erlen, Ahorne, Linden und Eschen. Der wichtigste und verbreitetste Baum in Südostpreußen ist die *Kiefer*. Sie gibt jenen kräftigen, gesunden Harzgeruch, der diesen lichten, freundlichen Wäldern eigen ist. Verstärkt wird der würzige Wohlgeruch noch durch die Wacholdersträucher, die hier als Unterholz reichlich auftreten.

Die Kiefern wachsen bis zu 40 m hinauf — also höher als mancher Kirchturm. Ihr Holz gehört zu den besten Hölzern unseres Vaterlandes. Viele kerkengerade Stämme schwimmen auf verschiedenen Seen, bis sie von den Gattern der großen Sägewerke gepackt und kreischend zerteilt werden. Wieviel tüchtige Holzarbeiter finden dabei Lohn und Brot Sommer und Winter über! Denn diese Stämme müssen doch eingeschlagen und angerückt werden. Dann dröhnen Arthiebe, singen Sägen und knallen Peitschen durch den Wald und seine Lichtungen.

Heute ist das Holz noch wichtiger als früher — zur Durchführung des Vierjahresplanes. Ein großer Teil der Stämme wird auf den zahlreichen masurischen Bahnhöfen verladen und ins übrige Reich verschickt. Dort wird dies wertvolle Holz verarbeitet — nicht nur zu Möbeln und zu Papier, sondern zu Zellwolle, Kunstseide, Zellulose und anderen wichtigen Werkstoffen.

Zwischen den Hochstämmen der masurischen Wälder gibt es auch noch kleine „Verbindungsleute“, das Unterholz. Außer dem Wacholder findet man hier viele Haselnuß-, Himbeer- und Brombeersträucher. Wenn die Nüsse und Beeren reif sind, dann flitzen Buben und Mädels umher und holen sich ihr Teil.

Der Waldboden gleicht einem bunten Teppich. Nicht nur Moose und Farnkräuter gibt es, sondern auch die verschiedensten Blumen. Im Früh-

ling blühen die weißen Anemonen und blauen Leberblümchen. Darauf folgen die lieblichen Maiglöckchen. Später erfreut sich das Auge am zarten Sauerflee, hellgrünen Waldmeister und bunten Wachtelweizen.

Dazwischen blühen und reifen die vielen, vielen Beeren: Erdbeeren, Blaubeeren, Preiselbeeren und Moosbeeren. Vor allem die Blaubeere wird in ungeheuren Mengen gepflückt und zur Stadt gebracht. Zur Zeit der Beerenreife hört man in den sonnigen Wäldern Zwiesprache und Rufe junger und alter Beerenleser. Diese köstlichen Waldfrüchte bringen ebenso wie später die Pilze den angrenzenden Bewohnern Beschäftigung und Verdienst.

Gefiederte Waldfänger stimmen lustige Weisen an und vertreiben den Beeren sammlern die Zeit. Amseln, Goldammern, Buchfinken und Singdrosseln gehören zu dem munteren Musikantenvölkchen. Dazwischen lassen farbenprächtige Tannenhäher ihre krächzende Stimme vernehmen. Hier in den mächtigen Baumkronen und dichten Schonungen leben auch noch Vogelarten, die sonst in Deutschland selten vorkommen oder gar dem Aussterben nahe sind: Birkhuhn, Kolkrabe und Uhu. In der Nähe der Waldränder haben die großen Raubvögel in hohen, unzugänglichen Baumspitzen ihre Nester, Horste genannt. Dort hausen Bussarde, Habichte und Fischadler — und zeigen mitunter, hoch kreisend, herrliche Flugbilder.

Reich ist auch der Wildbestand in der Johannisburger Heide. Rehe, Hirsche und Wildschweine halten sich im dichteren Holze auf und ergreifen die Flucht beim Anblick des Menschen. Von Ast zu Ast schwingt sich das flinke Eichhörnchen, das hier zuweilen recht zutraulich ist.

Das große und gefährliche Wild ist verschwunden. Früher tummelten sich in diesen Waldgebieten Elche, Auerochsen und Wildpferde und wurden von den alten Preußen gern gejagt. Bären, Luchse und Wölfe streiften umher und holten sich ihre Beute. Später aber — nach Einführung der Schußwaffe — wurde dieses Raubzeug ausgerottet. Und verirrt sich einmal zur Winterszeit ein Wolf aus Polen hierher, dann wird er bald aufgespürt und zur Strecke gebracht.

Ungehindert kann der Wanderer hier seine Erholungsgänge und Entdeckungsfahrten machen. Sein Schritt wird höchstens durch einen verschwiegenen Waldsee gehemmt. Prächtige Wildschwäne schwimmen stolz dahin und spiegeln sich in den klaren Fluten. Trotzige Baumriesen der glatten Kiefern und knorrigen Eichen drängen sich dicht an das Ufer und breiten rundum ihre gewaltigen Kronen schützend um das kostbare Kleinod.

5. Um ein Gotengrab.

„Prr!“ ruft der Bauer Gothmann seine beiden Rappen an und bringt sie zum Stehen. Wieder steckt die Pflugschar zwischen großen Steinen und muß herausgehoben werden. Dabei kommen einige Scherben zum Vorschein. Und wie sonderbar sie aussehen! So merkwürdig ausgebaucht! Kopfschüttelnd steckt sie der Bauer in die Rocktasche.

Es ist Mittagszeit. Sein Weg führt ihn an der Schule vorbei. Dem befreundeten Lehrer, der seine Schüler gerade entläßt, zeigt er diese Stücke. Der stutzt, läuft zu Gothmanns hügeltem Sturzfader, untersucht jene steinige, scherbendurchsetzte Stelle und meldet dann ein Ferngespräch nach Allenstein an.

Am nächsten Tag kommt auch schon der Kreispfleger für Bodensfunde heraus und sucht jenen Ackerhügel gründlich ab. Bald hat er auch noch andere Männer um sich, und nun beginnt ein eifriges Graben.

Der Dorflehrer hat die Erlaubnis, mit seinen Schülern dabei zu sein und diese Ausgrabung mitzuerleben. Und dabei gibt es allerlei zu sehen und zu hören.

Zunächst wird die oberste Erdschicht vorsichtig abgetragen. Da stößt man auf einen Kranz größerer Steine. Als man die übereinander gelegten Steine weggeschafft und noch etwas Erde beiseite getan hat, findet man zwischen Steinplatten Knochenreste und winzige Holzstücke. Der Boden zeigt eine dunklere Färbung. Sie rührt von der Verwitterung des Holzes und des Skeletts her. Es ist ein sogenanntes Skelettgrab. Der Leichnam ist in einem Baumsarg bestattet worden. Man hatte den Toten in seinen Mantel gehüllt und in einen ausgehöhlten Baumstamm gelegt. Der abgeseigte Oberteil gab den wuchtigen Deckel ab.

Wer war nun dieser Tote? Zu welchem Volksstamm gehörte er? Auch darüber erfahren die erstaunten Jungen und Mädchen Näheres. Verschiedene Gegenstände, die sich in diesem Grabe vorfinden, geben genaue Auskunft.

Da liegt erstens zur linken Seite des Toten ein kurzes, einschneidiges Schwert aus Eisen. Eiserner Waffen hatten damals die Germanen. Aus Eisen sind auch Lanze und Streitaxt, die rechts neben dem Toten liegen. Rechteckige Schildrandbeschläge deuten darauf hin, daß der Schild aus Holz und viereckig war. Dort, wo die rechte Schulter des Toten lag, findet man eine Fibel. Das ist eine broschenartige Gewandnadel. Sie wurde vom Manne oben an der rechten Schulter getragen, damit sie den mantelähnlichen Umhang zusammenhielt. Die Fibel, die in diesem Grabe liegt, ist aus Gold und sehr kunstvoll gearbeitet. Das überrascht nicht. Denn die gotischen

Goldschmiede waren damals im Abendlande weit berühmt. Es ist also sicher: Hier lag ein G o t e. Das Grab ist ungefähr 1700 Jahre alt.

Aber es wird noch mehr freigelegt. Zu Häupten des Toten finden sich in einer kleinen Kammer aus Steinplatten mehrere schwarzglänzende Tongefäße, ein mit Hakenkreuzzeichen geschmückter Krug, ein sehr bauchiger, urnenförmiger Behälter mit Verzierungen und einige kostbare Glasgefäße. Diese Gefäße enthielten Speise und Trank für den toten Krieger — für seinen weiten Weg nach Walhall.

Der Kreispfleger erzählt der aufmerksamen Dorfjugend, daß dieses nicht das einzige G o t e n g r a b ist, das in Südostpreußen liegt. Viele germanische Grabstätten sind hier schon gefunden worden, und noch viel mehr liegen unentdeckt unter der Aekerschicht. Sie sind nicht alle einheitlich und nicht mit diesem freigelegten Grabe zu vergleichen. Manche sind als Brandgräber angelegt. Aber aus all den Funden und aus den Schriften damaliger Geschichtschreiber geht deutlich hervor, daß hier die tapferen germanischen G o t e n mehrere Jahrhunderte hindurch gelebt haben. Ihr Volk, das viel mächtiger war als die benachbarten Altpreußen, setzte sich aus wehrhaften Bauern und Handwerkern zusammen, die vom Gaukönig regiert wurden. Auch trieben sie ausgedehnten Handel mit benachbarten und fremden Völkern, z. B. mit den Römern. Die gotische Gold- und Schmiedekunst war berühmt. Und dann gab es bei ihnen noch etwas, das bis nach Asien hinein bekannt und überall hoch geschätzt war: den Bernstein, das Gold der Ostsee.

Das alles erzählen die Jungen und Mädcl zu Hause ihren Eltern, denen nun vieles klar wird. Durch den Mund der Kinder erfahren sie auch, daß diese Funde sehr wichtig sind und daß jeder bei der Feldarbeit oder auch bei sonstigen Erdarbeiten darauf zu achten hat, ob er irgendwelche Anzeichen von ihnen findet. Nach sofortiger Meldung werden sie dann von sachverständigen Männern herausgeholt; denn diese Zeugen aus grauer Vorzeit berichten uns von dem Leben und Tun der damaligen Bewohner, von ihren Sitten und ihrer Rasse.

Für uns hier in Ostpreußen ist das besonders wertvoll. Aus den Funden können wir ganz deutlich sehen, daß unser Land schon in frühester Vorzeit immer wieder von Germanen und nicht von Slawen bewohnt war. Jede einzelne Scherbe kann deshalb große völkische Bedeutung haben. Jedes Stück kann ein Beweis dafür sein, daß wir auf germanischem Boden — also in mehrtausendjähriger Heimat — leben.

6. Die Preußenburg.

Das mächtige Volk der kühnen Goten war nach Süden gezogen, um neue Reiche zu gründen. Ihre freigewordenen oder dünnbesiedelten Gebiete östlich der Weichsel nahmen allmählich die Altpreußen ein. Zu ihnen gehörten verschiedene Teilstämme, so auch die Sudauer. Im Südosten unserer Provinz — weit um die heutigen Kreise Lyck, Treuburg, Goldap, Löben und Johannisburg herum — lebten die Sudauer.

Vor 700 Jahren herrschte über ihren freiheitsliebenden Stamm der kampfproben Herzog Skomand. Eine starke Burg war ihm Herrscheritz und Zuflucht. Diese feste Skomandburg lag geschützt an einem vielgestaltigen See, der nach ihr noch heute Skomentner See heißt und östlich von Lyck zu finden ist.

Im Lande der Sudauer war wieder Frühling. Auf allen Äckern wurde es lebendig. Haine und Wälder hatten frisches, prangendes Grün angelegt. — Da hielt es den Herzog Skomand nicht länger auf seiner Burg. Er sammelte sein Jagdvolk und zog in die weiten Wälder, den wilden Ur zu jagen.

Die Sonne hing schon tief zwischen den alten Eichenkronen, als dumpfer Hörnerschall erklang. Der Jagdzug näherte sich der Burg. Voran ritt der riesige Herzog auf einem prächtigen Scheithengst. Weit glänzte der Jagdhelm auf seinem langhaarigen Haupt. Breit wölbte sich seine gewaltige Brust, und machtvoll dehnten sich seine starken Schultern.

Die Jagd hatte sich gelohnt. Drei langmähige Wildpferde waren eingefangen und gekoppelt. Unruhig trappelten sie zwischen den beiden kräftigen Jagdrossen. Zwei riesige Bären lagen erlegt auf dem hochräderigen Holzwagen, dazu ein mächtiger Wisent und ein starker Elch.

Das Burgtor öffnete sich, und der Jagdzug bewegte sich dem inneren Burgraum zu. In der großen Halle sollte heute der Becher fröhlich kreisen zu Ehren des freigebigen Jagdgottes.

Da verfinsterte sich der kühne Blick des Herzogs. In der Halle erwarteten ihn drei fremde Gäste. Ihre Augen waren verbunden, damit sie die Wehranlage nicht auskundschaften konnten. So pflegte man mit feindlichen Gesandten zu tun.

Skomand fragte nach ihrem Begehr. Nun hörte er, daß ihm der Polenherzog Frieden bot. Als Preis verlangte er aber einen Grenzstreifen 400 Steinwurf breit mit fruchtbaren Äckern und fetten Wiesen.

„Das wird nimmer geschehen!“ rief der Sudauerherzog empört. „Keinen Fußbreit preußischer Erde darf der Slaw bekommen! Mag er das begehrte

Land selber holen! Doch wisset: mein Arm ist stark, mein Schwert ist scharf!“

Das war sein letztes Wort. Die Boten wurden entlassen, um diesen Spruch ihrem Herrn in Polen zu melden.

Herzog Skomand wußte wohl, daß diese Absage Krieg bedeutete. Er mußte dem Feinde zuvorkommen. Rasch sammelte er deshalb sein Kriegsvolk zu Pferde und zu Fuß und machte sich auf gen Süden. Seine Späher hatten ihm Kunde gebracht, daß der Pole mit großer Kriegsmacht gegen Sudauen ziehe.

Die polnischen Spähtrupps rissen ihre Rosse jäh zurück beim Anblick der herannahenden Sudauer und sprengten davon. Skomands Heer durchmaß den dichten Wald in Eile und stieß auf einem weiten Flachsfelde auf die Polen. Schon brausten seine Reiter Schwärme über die Ebene und trafen mit den Slawen zusammen. Ein stürmischer Zusammenprall — dann stoben sie auseinander, um sich wieder zu sammeln und dann von neuem vorzustoßen.

Inzwischen hatte sich das Fußvolk in Schlachtordnung aufgestellt. Sippenweise standen die Sudauer trugig in Reih und Glied — im Vordertreffen jene Männer, die mit den gehäßigsten Feinden selber etwas auszumachen hatten: denen im letzten Kampfe Vater, Bruder oder Freund erschlagen war und die nun das Gesetz der Rache vorwärts trieb.

Mutig und voll Todesverachtung griffen die Sudauer an. Laut ertönten Kriegsgeschrei und Schlachtenlärm. Schritt für Schritt gewannen Skomands Scharen an Boden. Und als der Tag sich neigte, waren die Polen auf wilder Flucht. Es war nicht das erste Mal, daß Herzog Skomand den landhungerigen Feind vernichtend zurückschlug. Mit reicher Beute kehrte er in seine sieggeschmückte Burg wieder. Nicht ungestraft durften frevelhafte Herausforderungen bleiben.

Viele Jahre noch hat Skomand sein Volk mit starker Hand geführt und beschützt. Die benachbarten Masovier bekamen sein scharfes Schwert auch mehr als einmal zu spüren; denn niemand durfte seine Grenzen verletzen. Sudauer Kriegsscharen zogen mehrmals auch nach Westen und nach Norden, um Ruhm und Beute zu erwerben.

Die Heimkehrenden erzählten viel von jenen Männern, die das Kreuz auf dem Mantel trugen, an der Weichsel und am Pregel in steinernen Häusern lebten und eiserne Leiber hatten. Kein Feind vermochte ihnen zu widerstehen.

Herzog Skomand glaubte nicht an diese Mär. Und als eines Tages Boten der Kreuzritter bei ihm erschienen und ihn zur Unterwerfung aufforderten und zur Annahme des neuen Glaubens, da schüttelte er sein

schweres Haupt und ließ die Waffen entscheiden — wie stets in seinem Leben.

Doch das Kriegsglück blieb ihm diesmal nicht treu. Nach blutigen, wechselvollen Kämpfen eroberten die Kreuzherren ein Stück um das andere des waldreichen Sudaugauges und unterwarfen die Bewohner. Herzog Skomand mußte sich auf seine Burg zurückziehen. Sie wurde nach hartem Ringen von dem übermächtigen Feinde erstürmt und verbrannt.

Skomand selbst hatte sich jedoch mit seinen Getreuen durchgeschlagen und war entwichen. An der Spitze eines eiligst gesammelten Heeres trat er den Rittern wieder in einer offenen Feldschlacht entgegen. Hierbei fiel ihm der verwundete Ritter Ludwig von Liebenzell in die Hände. Dieser wohlgesonnene Kreuzherr gewann die Freundschaft des edlen Sudauersfürsten. Aus seinem weißen Munde hörte Skomand, wie nutzlos es wäre, so viel Leid über sein Land zu bringen, da doch beide Streitvölker verwandten Blutes seien.

Herzog Skomand, der „unverzagte Riese“, den seine Götter verlassen hatten, nahm sich diese Worte zu Herzen und schloß mit dem Ritterorden endlich Frieden. Nach der Taufe bekam er neues Land im Ordensgebiet.

Die Führung des unbeugsamen Sudauervolkes übernahm nun der trotzige Skurdo. Nach weiteren heldenmütigen Verteidigungskämpfen verzweifelte er aber doch an dem Siege. Und so räumte er die verlorene, waffenklirrende Heimat und führte die geringen Reste des tapferen Sudauerstammes gen Osten, um der Ritterherrschaft zu entgehen und dort neue Wurzeln zu schlagen.

Von der stolzen Skomandburg sind heute noch Spuren auf dem weißen Berg am Skomantner See zu sehen. Ihre einstigen Ringwälle und Gräben blicken den Wanderer still an. Dunkle Tannen und Kiefern der Nachbarwälder hüten das Geheimnis der Sudauer und ihrer Fürsten.

7. Grenzlandschicksale.

Auf dem freien Hügel steht hoch aufgerichtet die alte Windmühle und dreht lustig ihre breiten Flügel. Ja, im Deutschland Adolf Hitlers gibt es wieder fleißig Korn zu mahlen!

Als neulich Maurer dabei waren, die Grundsteine der Mühle in Ordnung zu bringen, entdeckten sie, daß sie eigentlich drei Grundmauern hat. Woher das kommt? Nun, sie ist dreimal vernichtet und jedesmal wieder aufgebaut worden. An ihr sind die Grenzlandschicksale Südoßpreußens nicht spurlos vorübergegangen.

Der Deutsche Ritterorden hatte das Preußenland nach langen Kämpfen endgültig erobert. Jetzt rief er deutsche Ansiedler auch in die südlichen Bezirke. 1350 war's, als der wadere Schulze Dietrich mit noch 11 Bauern und ihren Frauen in diese Gegend kam. Vom Amte Seehesten wurde ihm das Land zugewiesen. Axt, Rodhacke, Spaten und Pflug verwandelten diese Gemarkung bald in fruchtbares Ackerland. Dichtes Getreide wogte im frischen Sommerwind und gab reiche Ernte. Die Ordensherren sorgten für Recht und Ordnung, und so zogen Wohlstand und Zufriedenheit bei den neuen Bauern ein. — Auf dem Hügel erbaute der Schulze Dietrich die Mühle, die ihm und der Umgegend goldgelbes Korn zu schneeweißem Mehl mahlte.

Sein Nachkomme führte das Werk des Vaters mit Fleiß und Geschick weiter. Da kam schlimme Kunde. Der Pole hatte sich mit dem Litauer verbunden und bedrohte die Kreuzherren. Bald verkündete blutiger Schein am Abendhimmel das Vordringen der verbündeten Heere in Südostpreußen. Was kümmerte sie die Grenze! Nach wenigen Tagen schon hörten die erschreckten Bauern, daß der Hochmeister bei Tannenberg eine große Schlacht verloren hatte und dabei den Heldentod fand.

Nun begann eine böse Zeit. Polen und Söldnerhaufen durchzogen die Gegend und raubten den unglücklichen Bewohnern Hab und Gut. Als der Bauer einer Rotte wüster Söldner erklärte, er habe kein Getreide mehr, da riefen sie ihm höhnisch zu, dann brauche er auch keine Mühle mehr — und verbrannten sie.

Viele Jahre dauerte diese sorgenvolle, unruhige Zeit. Da wurde endlich Friede. Eine neue Mühle erhob sich auf dem Hügel und klapperte ungestört. Bessere Tage hielten Einzug und spornten zu frischer Arbeit an. So manche Wunde wurde geheilt. Zerstörte Dörfer und Städte waren aufgebaut. Da trugen fremde Völker neue Not und Schrecken ins Land.

Zwischen den Schweden und Polen entbrannte Krieg. Zuerst zog der Schwede durch Südostpreußen und hauste wie ein schlimmer Feind. Dann aber brachen die grausamen Tatarenhorden in dies Gebiet ein. Auf kleinen, schnellen Pferden, bekleidet mit einem farbigen Kaftan, breiten Hosen und hoher Mütze, fielen 20 000 dieser schlißäugigen Mordbrenner über die wehrlose Bevölkerung her. „Sengen, Brennen, Plündern, Morden war ihre höchste Lust. Wo sie ihren schmutzigen Fuß hinsetzten, entstanden Blutlachen und Aschenhaufen. Wer nicht verbrannt oder in den Flammen erstickt war, den fraß das Tatarenschwert — ganz gleich: ob Mann, ob Weib, ob Kind, ob Greis. Viele dieser Unglücklichen wurden mit schmerz-

haften Knutenhieben wie eine Viehherde vorwärts getrieben, um fernab der Heimat als Sklaven verkauft zu werden.“

Dem Mühlenbauer gelang es rechtzeitig, mit Weib und Kind in den nahen, schützenden Wald zu flüchten; aber die Mühle wurde mit den andern Gebäuden ein Raub der Flammen. — Lange dauerte es, bis sich Land und Leute von diesen furchtbaren Leiden erholten. Denn zu alledem wurde über die Grenze noch die schreckliche Pest hereingeschleppt, die unzählige Menschen dahinraffte und ganze Bezirke entvölkerte.

Besonders der Soldatenkönig Friedrich Wilhelm I. half den unglücklichen Grenzgebieten aus der schlimmsten Not und sorgte für sie als wahrer Landesvater. Zum dritten Male stand eine Mühle auf demselben Hügel. Und hatte sie anfangs auch nur wenig Arbeit, so mehrten sich allmählich die Getreidefuhrten, die den Weg zu ihr nahmen, — bis plötzlich die Franzosen not hereinbrach.

Nach dem Unglücklichen Krieg von 1806 wälzten sich die Armeen Napoleons durch diese Gegend und verzehrten Fleisch und Korn wie unersättliche Heuschreckenschwärme. Hinzu kamen noch ungeheure Kriegskosten. Und als Napoleon gegen Rußland zog, da kannte der Übermut der Franzosen keine Grenzen. Erschien ihnen das Brot zu grob, dann hüllten sie die Brote aus und steckten ihre Füße mit Stiefeln hinein.

Nachdem die drückende Franzosenherrschaft durch die beiden Befreiungskriege 1813/14 und 1815 abgeschüttelt wurde, kehrten friedliche Zeiten rings um die Mühle ein. Ihr Kleid wurde ausgebessert, ihr Räderwerk erneuert. Sie blickte wieder auf reich gesegnete Getreidefelder herab; da ertönte neuer Kriegslärm — lauter denn je zuvor.

Diesmal überfluteten die Russen das Grenzland und hausten furchtbar. Jeden Deutschen erklärten sie zum Feinde — ob im Soldatenrock oder nicht. Der Mühlenbauer wurde gefesselt, die Mühle sollte abgebrannt werden. Zum Glück war die Kosakenhorde so betrunken, daß sie einschlief. Inzwischen kamen deutsche Soldaten und retteten den Bauer und die Mühle. Ferner Kanonendonner verkündete, daß die Feinde aus Südostpreußen vertrieben wurden.

Nach weiteren Jahren der Unsicherheit steht nun die Mühle wieder fest auf deutscher Erde. Eine starke Hand beschirmt das Deutsche Reich und seine Grenzen. Und kreisen über der Mühle heute motorensurrende Riesenvögel, dann ist es eine neue, machtvolle Melodie. Sie singt von Schutz und Sicherheit.

8. Treue Wacht.

„Also dort bei Schwenten — zwischen den Seen — haben wir den Durchgang gegen die Russen verteidigt. Und wir schlugen sie zurück trotz ihrer großen Übermacht und unserer schweren Verluste. Die gefallenen Kameraden wurden auf diesem hohen Hügel bestattet. Wir sind gleich da.“

Vater Steffen zeigt seinem Jungen Klaus die südostpreußischen Schlachtfelder des Weltkrieges und die Soldatengräber. Ein schöner Strandweg führt sie am Ufer des Schwenzaitsees entlang zum Angerburger Heldenfriedhof. Nun sind sie angelangt.

Eine weitgezogene Mauer umschließt die geweihte Stätte, auf der 600 Krieger ruhen. In der Mitte ragt ein Hochkreuz empor und hütet die Tapferen, die im Kampfe um dieses schöne Land gefallen sind und auch jetzt noch treue Wacht halten. Hier erhebt sich der Seestrand zu stolzer Höhe und schenkt weite Schau über Südostpreußens Seen, Täler und Haine. Und unten an des Abhanges Grund singen die Wellen uralte Weisen.

Mit Recht gilt dieser Ehrenfriedhof als der schönste von ganz Deutschland. Auf dem Weiterwege erfährt Klaus, daß in ostpreußischer Erde 60 000 Krieger in 1700 Grabstätten ruhen. Diese Gräber in Südostpreußen sind so angelegt, daß die Helden dort bestattet sind, wo sie gekämpft haben und gefallen sind.

Noch viele andere wunderschöne, weihervolle Heldenfriedhöfe soll Klaus zu sehen bekommen: vor allem bei Baplik, Dröbnitz, Mühlen, Orlau, Frankenau und Hohenstein. Und wie freut er sich auf den Besuch des Reichsehrenmals Tannenberg!

Bei Tannenberg, einem Dorf 15 Kilometer südwestlich von Hohenstein, fanden zwei deutsche Schicksalschlachten statt. 1410 wurde das Ordensheer von den verbündeten Polen und Litauern vernichtet und die Macht des Ordensstaates für alle Zeit gebrochen. Von einem Kranz dunkler Tannen umgeben, zeigt heute ein riesiger Stein die Stelle, an der damals der heldenmütige Hochmeister an der Spitze seiner Getreuen fiel. Die Inschrift des Steines kündet: „Im Kampfe für deutsches Wesen und deutsches Recht starb hier der Hochmeister Ulrich von Jungingen am 15. Juli 1410 den Heldentod.“

1914 wurden auf den umliegenden Kampfgefilden die Russen vernichtend geschlagen. In den letzten Augusttagen fielen 92 000 Gefangene, 350 Geschütze und unzählbares Heeresgerät in die Hände der Deutschen. Einer der größten Siege aller Zeiten war durch Generalfeldmarschall von Hindenburg erfochten.



Abb. 28 Ernte

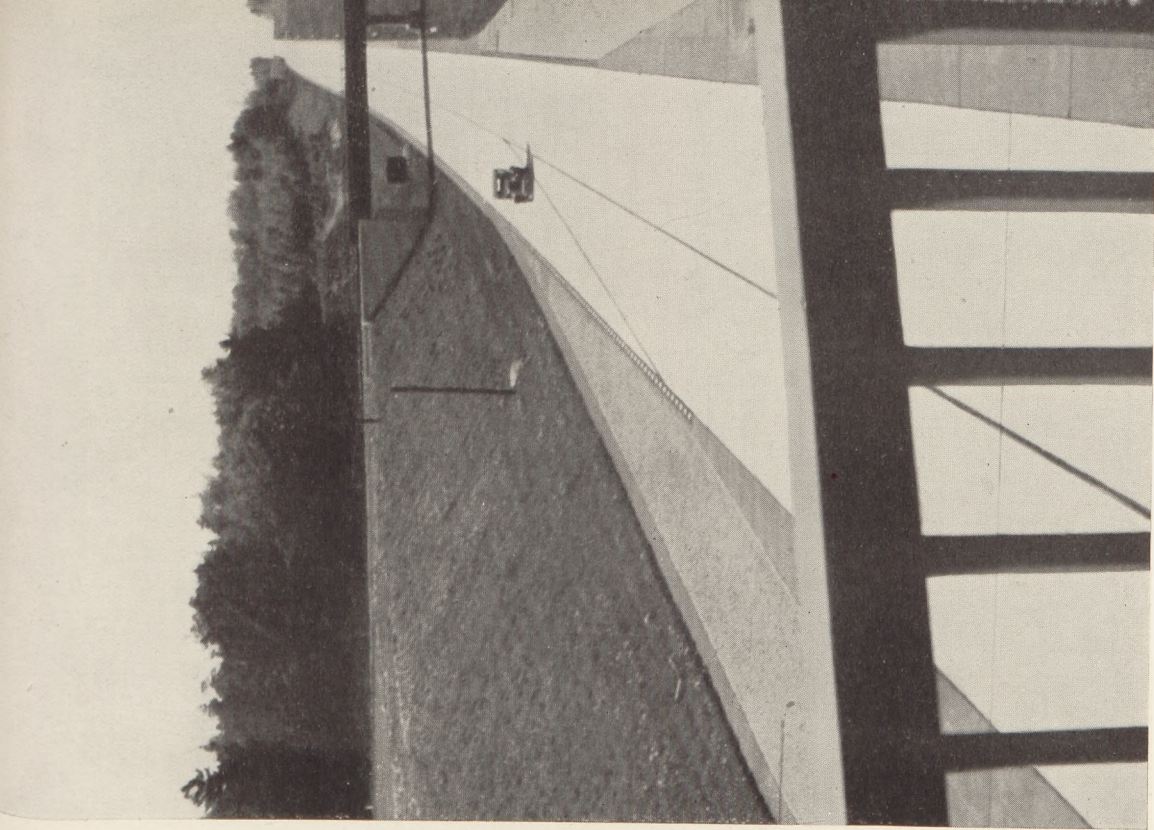


Abb. 29 Autobahn



Abb. 30 Blick auf den Niedersee



Abb. 31 Zusammenbau der Flöße



Abb. 32 Eisfischerei

Auf dem ruhmreichsten Schlachtfelde des Weltkrieges, in der Nähe von Hohenstein, wurde ein würdiges Gedenkmal geschaffen (Abb. 33).

1927 erfolgte die Einweihung. Acht wuchtige Türme — jeder etwa 20 Meter hoch und 9 Meter breit — sind durch eine geschlossene Ringmauer verbunden und geben ein Bild der Einheit, Kraft und Wehr.

Nachdem der Führer die Macht übernommen hatte, wurde das Tannenbergdenkmal stärker als bisher zur Gedenkstätte aller Deutschen, zum Wallfahrtsort eines jeden Ostpreußenbesuchers. 1933, am Gedenktage der ruhmreichen Schlacht, brachte der Führer dem greisen Feldmarschall von Hindenburg den Dank des ganzen deutschen Volkes dar.

Ein Jahr später verkündeten riesige Trauerflaggen und dunkle Rauchfahnen weithin: Hindenburg ist tot. Im Nationaldenkmal wurde der Marschall von Tannenberg bestattet.

Nach der Idee des Führers wurde ein Turm als Gruft umgebaut. Im Grabraum dieses „Hindenburgturms“ sind zwei Särge aufgestellt. In dem einen ruht der Feldherr, in dem andern seine Frau.

Das Reich übernahm das Denkmal in seine Obhut. Die Umgebung wurde durch verschiedene Anlagen verändert und verschönt. Als „Reichsehrenmal Tannenberg“ blickt es weit über die kampfgeweihte, blutdurchtränkte, geheiligte Ostpreußenerde.

Südostpreußen, das wie ein Schutzwall um den deutschen Osten liegt, ist uraltes Kampfgebiet und echtes Soldatenland. Kein anderer Boden unserer deutschen Erde hat soviel Blut getrunken wie der südostpreußische. Hier ist auch der bekannte Truppenübungsplatz Arns.

Nicht immer wurden die Kämpfe mit den Waffen ausgefochten. Nach dem Versailler Zwangsvertrag sollte die Bevölkerung Südostpreußens selbst bestimmen, ob sie zu Polen oder zu Deutschland gehören wollte. Die deutschen Behörden und Truppen mußten das Abstimmungsgebiet verlassen. Englische und italienische Truppen rückten ein, und fremde Männer regierten Südostpreußen. Die Polen versuchten mit allen Mitteln, möglichst viele Stimmen der Bevölkerung für sich zu gewinnen.

Ein Sturm der Entrüstung brach aber in allen Dörfern und Städten los. Niemals sollte es dazu kommen, daß dieses kerndeutsche Land, das für sein Deutschtum so viel gestritten und gelitten hatte, von der Mutter Deutschland abgetrennt bleiben würde. Wie ein Mann stand das Volk auf und wehrte sich. Aus allen deutschen Gauen eilten ihre treuen Kinder herbei, um die geliebte Heimat zu retten.

Und dann kam der 11. Juli 1920 heran, der große Tag der Abstimmung. In Sonntagskleidern betraten die Südostpreußen die geschmückten

Abstimmungsräume und gaben feierlich ihre Stimme ab. Unbeschreiblich war ihr Jubel, als bekannt wurde, daß fast alle Stimmen Deutschland zufließen. Und heute noch erinnern würdige Abstimmungsdenkmäler an jenen gewaltigen Sieg des Deutschtums. Deutlich ist auf ihnen die Inschrift zu lesen: „Wir bleiben deutsch!“

Die schlichten Südspreußen hatten schon damals den festen Glauben an ein neues Deutschland. Und als dann der Kampf um Deutschlands Erneuerung begann, waren sie es wieder, die begeistert und geschlossen unter der Führung ihres Gauleiters Erich Koch der Hakenkreuzfahne folgten. Die südspreußischen Grenzkreise gehörten zu jenen Gebieten, die unserm Führer Adolf Hitler als dem Retter Deutschlands am stärksten zuzubelten und ihm vertrauensvoll ihre Stimme gaben. Und ihre unerschütterliche Treue wurde belohnt.

9. Auf einem Erbhof.

Dies Jahr durfte Horst in den großen Ferien wieder zum Onkel nach Südspreußen fahren. Vier Wochen herrliches Leben in Garten und Wald, auf Feld, Wiese und See! Wie wundervoll!

Als Horst im Zuge saß, der ihn aus der Großstadt aufs Land führte, dachte er daran, wie er vor zwei Jahren der Mutter einen Eimer voll selbstgepflückter Waldbeeren mitgebracht hatte. Da sagte die Mutter: „Junge, du bringst mir den Duft der Heimat mit.“ Und sie wurde dabei ernst, fast traurig.

Beim Onkel Rudolf war alles wie vor zwei Jahren. Die drei Vettern holten ihn ab. Breit und stolz lag der Bauernhof hinter dem Hohlweg. Das Bauernhaus mit den mächtigen weißen Giebeln und dem hohen grünbraunen Ziegeldach ragte aus den andern Gebäuden hoch heraus.

Tante Anna hatte zur Begrüßung einen großen Eierkuchen gebacken. Dem Großvater mußte der Großstadtbub ins Auge sehen, bis er nickte: „Gefällst mir, Junge; bist frisch und gesund und ein echter Nachkomme von uns! Du weißt ja, daß auch unser Hof ‚Erbhof‘ geworden ist. Er bleibt also ungeteilt im Besitz unserer Familie und deren Nachkommen für alle Zeiten.“

Horst sah sich in der großen Stube um. Die schweren Möbel! An den Wänden hingen einige alte Bilder. Die stammten wohl von seinen Vorfahren. Es wurde ihm ganz eigen zumute. Alle seine Ahnen hatten hier geschafft, Rindtaufen, Hochzeiten und Erntefeste gefeiert — und dann auch den letzten langen Schlaf angefangen.

Und wie er durchs Fenster blickte, da sah er den weiten viereckigen Hof, der von langen Gebäuden umschlossen war und vom riesigen Tyras bewacht wurde. Hier durfte kein Unberufener herein.

Horst mußte nun vom Leben und Treiben in der Großstadt erzählen, und dann ging's zu Bett. Denn auf dem Bauernhof ist die Tageseinteilung anders als in der Stadt — besonders im Sommer. Er schlief in Großvaters Stube und träumte vom Land, von hohen Bäumen und starken Pferden.

Da wurde er durch Eimergeklirr und Kannengeklapper aufgeweckt. Die Hofgehilfsinnen Marie und Minna gingen in den Stall die Kühe melken; denn früh schon mußte die Milch zur Molkerei gebracht werden. Tante Anna fütterte Hühner, Puten, Enten und Gänse. Die beiden Jungen Otto und Kurt halfen ihr dabei. Bald hörte Horst Peitschen knallen, Kühe brüllen, Schafe blöken und Pferde wiehern. Die Herde wurde aufs Feld getrieben, und der Bauer rückte mit seinen Leuten zur Feldarbeit aus.

Heute hatte Horst etwas verschlafen; aber bald würde er dabei sein. Er frühstückte mit Großvater bei offenen Fenstern, und das war schön. Dann lief er hinaus in den Garten. Halbreife Äpfel und Birnen lächelten ihn an. Die vielen bunten Gartenblumen leuchteten taufriisch in den lustigen Sonnenstrahlen.

Mit seinem kleineren Vetter Walter durfte er Frühstück aufs Feld hinaustragen. Im großen Korb waren mächtige Butterstullen verpackt, in der Blechfanne gluckerte der Kaffee. — Schon von weitem hörten sie das Tacken des Grasmähers. Das letzte Wiesenstück wurde vor der Ernte abgehauen. Nebenan harkten Männer und Frauen auf einem andern Wiesen-schlag das trockene Heu zusammen.

Nach ihrer Rückkehr gingen die beiden Jungen mit der Bäuerin zum Teich, um nach den Enten und Gänsen zu sehen. Die Weiden neigten ihre Kronen tief zum Wasser herab. „Auf denen werde ich fein reiten und dann die Füße ins Wasser stecken“, dachte Horst im stillen.

Auf dem Hofe gab es wieder Arbeit. In der „Schweineküche“ dampfte der große Kartoffelkessel. Futter für die Schweine wurde dort hergerichtet.

Da kam auch schon das Vieh von der Weide zurück. Fliegen und Bremsen hatten ihm zu sehr zugesetzt. Bevor die Kühe den schattigen Stall aufsuchten, tranken sie aus dem langen Tränketrog in großen Zügen. Horst griff zum Pumpenschwengel und pumpte ihnen rasch frisches Wasser zu.

Mittagszeit! Der Bauer fand sich mit seinen Leuten zur Mahlzeit ein. Die verheirateten Landarbeiter aßen in ihrer Wohnung Mittag, die anderen gemeinsam in der großen Bauernküche. Wie schön schmeckte die dicke Kar-

toffelsuppe mit Hammelfleisch. Ja, Arbeit in frischer Luft gibt Appetit! Nach einer Mittagspause ging's wieder aufs Feld hinaus. — Horst half nun zuerst der Tante zu Hause und wanderte dann mit dem Vesperbrot los.

Abends wurden die Pferde auf den Klee gebracht. Da durfte Horst reiten, und das machte viel Spaß. Währenddessen wurden Geflügel und Schweine gefüttert. Dann versammelten sich alle Hofleute zum Abendbrot. Kartoffelbrei mit Fisch gab's jetzt, dazu einen ausgewachsenen Topf Milch. Horst ließ sich nicht nötigen, sondern aß wie ein Erwachsener.

Nach dem Abendbrot gingen alle auf den Hof hinaus — zur Feierabendstunde. Auf der langen Bank unter dem Fenster saßen der Großvater, der Onkel und die Tante. Die andern setzten sich gegenüber auf Schemel oder umgekehrte Holzheimer. Die Linden dufteten, und über ihnen wölbte sich der klare Abendhimmel.

Der Hütefriz spielte auf der Handharmonika einige Stücke auf. Dazwischen hörte Horst allerlei Geschichten aus Südostpreußen: von Schloßbergen und Waldseen, von der Landmenschen Arbeit und Feiertagen — bis der Mond zu ihnen herabschien und sie zum Schlafengehen mahnte

10. Die letzte Garbe.

„Die Schwalben fliegen tief, und der Hund frißt Gras“, sagt der Bauer. „Paßt auf, es gibt Regen. Heute muß die letzte Garbe vom Feld herunter!“ ermuntert er seine Leute. Und sie packen alle tüchtig zu. Die Getreidebunde fliegen nur so auf die Erntewagen und dann in das hohe Scheunensfach. Es ist wohl weniger des Regens wegen. Der kommt nicht so schnell. Das sehen sie dem Himmel und seinen hellen Wölkchen an. Aber abends soll's doch Erntefest mit Schmaus und Spiel geben. Und da müssen die Stoppelfelder geräumt sein (Abb. 28).

Die Bäuerin bereitet im Hause alles fleißig und gewissenhaft vor. Die Kuchen sind gebacken, die Fleischstücke zubereitet. Die große Stube ist blank gescheuert und der mächtige Tisch sogar noch verlängert. Damit die Hausfrau alles ungestört aufstellen kann, wird auch heute draußen geverspert.

Lottchen und Dorchchen tragen das Vesperbrot zuerst in die Scheune. Dann gehen sie aufs Feld hinaus, um auch die andern zu stärken. Dort sind die Horden fast alle fort. Nur noch eine kurze Reihe steht da für den letzten Erntewagen. Die Vesperpause wird deshalb verlängert. Der Bauer, die Marie, der Landhelfer Franz und die beiden Jungen Otto und Kurt setzen sich gemütlich auf die grüne Ackergrenze. Dann greifen sie tüchtig zu. Auch der Hütekarl findet sich mit seiner Ziehharmonika ein. Sein treuer Karo wird die bunte Viehherde schon in Ordnung halten.

„Was macht die letzte Garbe, Marie?“ fragt der Bauer. — „Die werden wir gleich vornehmen“, antwortet seine unermüdliche Hofgehilfin. Ja, die letzte Garbe, die ist wichtig! Ihre längsten Halme und Ähren werden herausgezogen und zu einem großen Erntekranz geflochten. Dieser Kranz wird auf dem letzten Fuder eingebracht und abends dem Bauer und der Bäuerin mit einem Erntespruch feierlich überreicht. Er bleibt bis zur nächsten Ernte hängen. Einige Körner werden aus ihm herausgerieben und in die neue Saat getan. Das soll Segen und gutes Wachstum bringen.

Dorchen und Lottchen haben für den Erntekranz lange bunte Schleifen mitgebracht. Diesmal werden auch noch kleine Erntesträußchen gebunden. Jeder bekommt ein solches Ährensträußchen auf seinen Tischplatz gestellt. Alle sollen daran erinnert werden, daß die Landmenschen durch diese Gabe Gottes zusammengehören.

Der Landhelfer Franz ist aus der Stadt gekommen. Er kannte diese Bräuche nicht. Wie sonderbar und schön kam es ihm vor, als von den Bergen die Sonnenwendfeuer leuchteten. Die Zeit des Wachsens war zu Ende, jetzt fingen die Wochen des Reifens an. — Ihm war es neu, daß die Sense, die die ersten Schwaden schnitt, mit einem Sträußchen geschmückt wurde — zum Zeichen, daß die Ernte eine besondere Zeit war. — Wie staunte er, als der junge Lehrer am ersten Tag des Mähens auf das Feld kam und von der lustigen Berta ein Band von Roggenhalmen um den Arm gewickelt bekam, wobei sie ein schönes Verslein sprach. Jedermann sollte dadurch mit der Mutter Erde verbunden werden.

Die Erntefeier im Haus des Bauern vereinigt bei ernstem Anfang und fröhlichem, ja ausgelassenem Fortgang die Hofgemeinschaft zu einem festen Kreis. Und ist alles Getreide unter Dach und Fach, dann gibt's das große Erntedankfest. Es fällt auf den ersten Sonntag im Oktober und wird vom ganzen Dorf gemeinsam gefeiert. Alle Volksgenossen des Dorfes verbindet der Dienst am deutschen Boden. Das Leben des Bauern und seiner fleißigen Mitarbeiter dreht sich vor allem um Saat und Ernte, um des deutschen Volkes Nahrung und Kraft.

Rings um die Rominter Heide.

1. Auf dem Goldaper Berg.

Ob wir uns von Norden, etwa von Darkeim, oder von Westen, von Angerburg her, der Stadt Goldap nähern, immer nimmt der hohe Goldaper Berg unsern Blick gefangen. Schon von ferne treten seine wuch-

tigen Umrisse hervor. Er ist nicht bewaldet. Ein Ausblick von dort oben müßte sehr lohnend sein. Wir haben in Ostpreußen selten Gelegenheit, einen hohen Berg zu besteigen, darum wollen wir hinauf.

Wir wandern die sanft ansteigende Straße von Goldap nach Süden. Vom Fuße des Berges steigen wir zwischen steinigem Acker und mageren Weidegärten nach oben. Stellenweise geht der Hang so steil empor, daß wir Mühe haben, hinaufzukommen. Hier und dort müssen wir einige tief eingekerbte Schluchten umgehen. Endlich haben wir den höchsten Punkt des Berges erreicht. Er ist durch einen Vermessungsstein gekennzeichnet, über dem ein hölzernes dreieckiges Gestell mit einer Stange steht. Wir befinden uns auf einer der höchsten Erhebungen Ostpreußens. Der Goldaper Berg liegt 272 Meter über dem Meerespiegel und wird nur wenig von der Kernsdorfer Höhe (Abb. 34) südlich von Osterode (312 Meter) und dem Seesker Berg (309 Meter) übertroffen.

Welch eine großartige Fernsicht bietet sich unserm Auge dar! So ähnlich muß die Welt vom Flugzeug aussehen oder von den hohen Bergen unserer Gebirge. Zu unsern Füßen liegt Goldap; wir blicken über die Häuser und selbst über die hochragende Kirche hinweg, die einer Burg ähnelt. Dahinter dehnt sich nach Norden und ebenso nach Westen weites, fast ebenes Land aus, das nur hier und dort von flachen Bodenwellen durchzogen wird. Wir verfolgen die hellen, von dunklen Baumreihen eingefassten Bänder, die zwischen grünen Wiesen und reifenden, gelben Feldern dahinziehen. Das sind die Straßen, die nach Angerapp, Gumbinnen und Angerburg führen. Geschlossene Dörfer, große Gutshöfe und Einzelgehöfte liegen wie Spielzeug verstreut in der Landschaft. Ihre roten Dächer und hellen Giebel leuchten aus dem Grün der Gärten hervor. An klaren Tagen erblicken wir ganz in der Ferne die Türme von Gumbinnen und sogar die von Insterburg. Im Osten blinkt eine schimmernde Wasserfläche vor uns auf: das ist der Heidensee, und dahinter dehnt sich, soweit das Auge reicht, in grünen Wellen ein gewaltiger Wald aus, die Rominter Heide. Dort drüben, etwas weiter rechts, hinter jenen Höhen, muß schon Polen liegen. Wenn wir ein Fernglas und eine gute Karte zu Hilfe nehmen, können wir noch mehr Einzelheiten feststellen und die Namen der Dörfer und Güter, Wälder und Seen bestimmen.

Ein Wirrwarr von Hügeln! Runde Buckel und längliche Rücken ziehen sich hin bis zum Seesker Berg. Dazwischen liegen ärmliche Dörfchen und moorige Wiesen in den Senken und Kiefernwäldchen an sandigen Hängen.

Welch ein Gegensatz zwischen dem Ausblick nach Norden und dem nach Süden! Wir befinden uns auf der Grenze zwischen dem preußischen

Landrücken, der den Süden unserer Provinz einnimmt, und der nördlichen Tiefebene, die sich über das Pregelgebiet bis zu der Ostsee hin ausdehnt. Breiten wir nun einmal eine Ostpreußenkarte vor uns aus und legen sie so auf die Erde, daß die Himmelsrichtungen der Karte mit den Himmelsrichtungen draußen übereinstimmen. Was stellt nun die Karte von der Landschaft, die wir überblicken, dar? Würdest du dich auf ihr zurechtfinden und dich auf den Wegen und Straßen bei Wanderungen nicht verlaufen? Freilich, den weiten Himmel, die ziehenden Wolken, das bunte Bild der Landschaft mußt du mit eigenen Augen gesehen haben. Das kann die Karte nicht wiedergeben.

Hier oben weht der Wind kräftiger als in dem tiefer gelegenen Lande. Die Jungen, die sich mit Flugzeugbau beschäftigen, haben es sofort heraus, daß hier an den Hängen mit dem starken Aufwind ein gutes Gelände für Segelflieger sein muß. In jedem Frühjahr findet hier ein Segelflugwettbewerb statt, jedoch nur mit Flugzeugmodellen, und nicht wie in Rossitten und Korschenruh mit Segelflugzeugen. Aus ganz Ostpreußen kommen dann Hunderte von Jungen zusammen und starten ihre selbstgebauten Segelflugmodelle. Ein Allensteiner Hitlerjunge hat sich hier im Jahre 1937 vier Preise geholt. Er durfte zum Reichswettbewerb nach der Rhön fahren.

Wir steigen nun nach Osten zu den Berg hinunter. Eine tiefe Schlucht trennt uns von einer kleineren steilaufragenden Höhe, die im Volksmund Schwedenschanze heißt. Mit den Schweden hat sie jedoch nichts zu tun. Sie stellt vielmehr eine alte Fliehbürg unserer Vorfahren, der alten Preußen, dar. In damaliger Zeit bot sie mit ihren starken Holz- und Erdbefestigungen den Bewohnern bei Gefahr einen guten Schutz und war auch schwer einzunehmen.

Nun kehren wir nach Goldap zurück. Von der Höhe des Goldaper Berges haben wir einen großen Teil unserer Provinz kennengelernt.

2. In der Rominter Heide.

Es geht hinein in den mächtigen Wald. Er hat sein zauberhaft buntes Herbstkleid angelegt. Aus dem Dunkelgrün der Fichten leuchten helles Birfengold und das kräftige Rot alter Eichen hervor. — Die Rominter Heide ist in ihrer Gesamtfläche von 100 000 Morgen — ebenso wie die nahgelegenen Rothebuder und Borkener Forsten — der gewaltige Überrest jener uralten Wildnis, die das besiedelte Ordensland in Ost und Süd breit umsäumte und gegen die Einfälle der Litauer und Polen schützen sollte.

Nach flotter und abwechslungsreicher Fahrt tauchen in einer ausgedehnten Lichtung zerstreute, dunkelrot schimmernde Gehöfte auf. Der Waldort „Jagdhaus Rominten“, der Mittelpunkt der Heide, ist in Sicht. Links liegen in einem prächtigen Waldpark das Jagdschloß und die Hubertuskapelle. In ihrer norwegischen Bauart erscheinen sie etwas fremd in dieser ostpreussischen Landschaft. — über die Hirschbrücke, die ihren Namen von vier lagernden Bronzehirschen hat, geht es zur Haupthaltestelle vor dem „Kurhaus zum Hirschen“. Dort steigt der größte Teil der Reisenden aus. Rasch wird in der geräumigen Gaststätte Nachtherberge bestellt; denn die Jugendherberge ist voll besetzt.

Zwei Goldaper Jungen trinken auf der weiten Kurhausterrasse Kaffee und betrachten ein Bild über die Hirschfütterung im Winter (Abb. 35). Am Nachbartisch haben sich einige Grünröcke eingefunden. Sie kommen von einer wichtigen Besprechung über die Bekämpfung der Kanne, der Hauptfeindin dieser Wälder. Aus dem Gespräch der Forstleute erfahren Lothar und Herbert, daß sie mitten in den Tagen des Hirsches stehen, — also in der Zeit, in der das Rotwild diesen Wald mehr denn sonst belebt. Das nennt man Glück!

Bald brechen die beiden auf, um noch bei Tag verschiedene Waldstücke zu durchwandern. Zunächst biegen sie von der Steinstraße Jagdhaus Rominten — Marinowo nach links ab. Ein schattiger Waldsteg führt sie zum klaren Romintebach hinab.

In übermütigen Sähen fließt die Rominte dahin. Zahllose Windungen führen sie bald zwischen waldigen Höhen hindurch, bald mitten durch blühende Waldwiesen. Mit hellen Augen blinzelt sie zu den Waldhängen hinauf mit ihren reckenhaften Fichten und Kiefern, die gar oft die Erlen, Eschen und Birken überragen.

Vom andern Ufer grüßen Baumriesen herüber. Hinter ihnen liegt der Reichsjägerhof, den Hermann Göring bauen ließ. Jedermann weiß, daß er ein leidenschaftlicher Jäger, ausgezeichneter Schütze und warmherziger Tierfreund ist.

Über die Steinstraße hinweg biegen die beiden Wanderer nach Osten ein — in die sogenannten „wilden Jagden“. Hier türmt sich der Waldboden zu bedeutenden Höhen auf und gibt dem Waldgelande einen besonderen Reiz, wie er etwa im Thüringer oder Schwarzwald zu finden ist.

Ein lautes Ästefnacken läßt sie schnell ausblicken. Da bewegt sich zwischen den schlanken Stämmen ein prächtiges, vielzackiges Geweih und unter ihm der König des Waldes, ein mächtiger Rothirsch. Welch ein stolzes Tier! Majestätisch schreitet es den alten Baumbeständen zu. — Ein Rudel schlau-

ler Hirschkühe setzt in anmutigen Sprüngen über den moosgepolsterten Waldsteg. — Da, was ist das? Ein drucksendes und leicht grunzendes Geräusch dringt ans Ohr. Und schon segt Familie Schwarzkittel durch den Wald — Wildschweine, die hier reichliche Nahrung finden.

Weiter führt der Weg in die sogenannten „toten Zagen“. Trostlos ist der Anblick unzähliger kahler Bäume. Hier hat die Nonne verheerend gehaust. Sie ist ein kleiner weißer Schmetterling, dessen Raupen die Nadeln der Bäume fressen. Oft tritt sie in solchen Mengen auf, daß es wie Schneegestöber um die Kronen weht. In kurzer Zeit sind dann große Wälder vollständig kahl gefressen. Wie Totengerippe stehen hundertjährige Baumriesen da. Das Holz hat viel an Wert verloren und muß bald eingeschlagen werden.

Bis vor kurzem war der Mensch gegen diesen furchtbaren Feind des Waldes machtlos. Vor ein paar Jahren aber hat man gegen die Nonne einen großen Kriegszug unternommen. Mit Giftstaub ging man ihr zu leibe. Flugzeuge wurden in diesem Kampfe eingesetzt.

Es war im Sommer 1935. Die befallenen Bestände wurden mit roten Fahnen im großen Rechteck abgesteckt. In den frühen Morgenstunden von 3 bis 7 Uhr brausten die Flugzeuge bei trockenem Wetter und Windstille dicht über den Baumwipfeln dahin. Eine bläuliche Wolke zog hinter ihnen her. In 50 bis 80 Meter breiten Schwaden sank der giftige Staub in die Tiefe. Es ging immer hin und her. Strich für Strich wurde beslogen, kein Fleckchen durfte ausgelassen werden. Das Gift wirkte gut. Viele tausend Morgen waren gerettet.

Es wird allmählich dunkel. Herbert und Lothar gehen zurück zur Gaststätte, um sich etwas zu stärken. Dort fragen sie auch nach den Stellen, an denen abends die kampflustigen Hirsche heraustreten.

Der Mond scheint auf die Waldwiesen herab, von denen dichter Nebel aufsteigt. Da machen sich die beiden auf ihren nächtlichen Entdeckungsgang. Vorsichtig pirschen sie sich an eine Waldwiese heran. Ein dumpfes Röhren zerreißt die spätabendliche Waldesstille. Von drüben ertönt drohende Antwort mit gleicher Gewalt. Der König der Wälder hat seine Artgenossen zum Kampf gefordert, und schon meldet sich ein Gegner. Ein dröhnender Ruf folgt auf den andern — bis es plötzlich damit aus ist. Dafür hören die Beiden, die sich bis in die Nähe der Hirschschreie vorgearbeitet haben, aus dem Nebelmeer der Wiese lautes Klappern und stöhnendes Schnauben. Die Gegner haben sich gefunden und liefern einander einen erbitterten Kampf. Dabei geht es nicht harmlos zu. Es kann

vorkommen, daß sich die Geweihe unlöslich ineinander verslechten und beide Tiere zugrunde gehen.

Diesmal dauert das heftige Ringen nicht zu lange. Zu groß ist die Überlegenheit des einen Hirsches. Der andere Streiter muß das Feld räumen. Und nun erschallt der Siegesruf des Überwinders noch gewaltiger als sein Herausforderungsschrei vor dem Kampf.

Langsam gehen die beiden nächtlichen Wanderer zurück in ihre Nachtherberge. Erst spät können sie einschlafen. Noch liegt ihnen das bezwingende Röhren der Hirsche im Ohr. Wer diesen Kampfruf einmal gehört hat, der vergißt ihn nie. Nicht nur ein leichtes Bangen beschleicht den nächtlichen Waldbesucher, sondern auch das Gefühl der Ehrfurcht vor der mächtigen Natur mit ihren urwüchsigem, kampfstarken Geschöpfen.

3. Trakehnen.

Unser Besuch gilt heute Trakehnen. Prächtige, schnurgerade, breite Straßen mit riesigen Bäumen zu beiden Seiten gibt es hier. Weidengarten liegt an Weidengarten in dieser großen, grünen Ebene. Hunderte von Pferden, Hengste und Stuten, Rappen, Fuchse und Braune schreiten hier mit zierlich federnden Schritten dahin. Alle tragen die Elbschaukel auf dem rechten hinteren Schenkel eingebrannt. Die ganze Welt kennt dieses Zeichen.

Wir besehen die große Hindernisbahn. Paul steht wie im Traum. In Gedanken sitzt er bereits auf dem Rücken eines dieser prachtvollen Jungtiere. Wie der Wind geht es über Gräben, Wälle, Hecken und Zäune. Achtung, jetzt kommt das berühmte Trakehner Hindernis! Erst ein breiter Graben, dann ein Erdwall und gleich wieder ein Graben. Wer das schafft, kann schon stolz sein. „Bravo, fein hast du das gemacht!“ Er klopft dem Fuchs den glänzenden Nacken.

„Na, Paul, willst du nicht mit? Wir schauen noch in die Ställe!“ Da erst kehrt er zur Wirklichkeit zurück. Der Landstallmeister führt uns über weite Höfe und durch die sauberen Ställe mit den geräumigen Böden. Das sind die Winterquartiere. Vom Frühjahr bis zum Herbst tummelt sich alles auf den weiten Wiesen. Vor dem alten Schloß steht in Erz gegossen eines der besten Trakehner Vätertiere, der „Tempelhüter“. Plötzlich hören wir lautes Hundegebell. Hinter einem der Ställe sind in großen Zwingern etwa 50 englische Bluthunde zu sehen, die im Herbst jedes Jahres die Meute der berühmten Trakehner Fuchsjagd bilden. Der Landstallmeister erzählt noch, wie es vor 200 Jahren hier aussah. Sümpfe und Moore gab es zu den beiden Seiten der Pissa. König Friedrich Wilhelm I. ließ den

Fluß geradelegen und eindämmen. Gräben wurden durch die Sümpfe gezogen, und heute sind es prächtige Wiesen. Hierhin baute er das Gestüt Trakehnen mit seinen 12 Vorwerken. Die weiten, edigen Höfe und die schnurgeraden Wege mit den zweihundertjährigen Eichen und Linden sind sein Werk. Ja, der Soldatenkönig, der hat's verstanden! Und Paul geht ein Licht auf. Ist dies nicht alles hier wie eine große Geländesportschule für Pferde? Von hier aus gehen die besten Pferde in alle Welt. Man muß an ein Regiment Reiter denken. Alle sitzen sie auf diesen schönen schlanken Pferden. Wir sind stolz auf unser ostpreußisches Pferd (Abb. 36).

Nun geht es weiter nach einem Ort, den auch der Soldatenkönig gegründet hat, nach der Salzburgerstadt Gumbinnen.

4. Auf einem Gutshof.

Schon oft ist Erich, der Großstadtjunge, auf seinen Wanderungen an Gutshöfen vorbeigekommen; aber noch niemals hatte er Gelegenheit, mehr als die festen Außenmauern der langen Wirtschaftsgebäude von weitem zu sehen. Da findet er beim Königsberger HJ.-Dienst einen Kameraden und Freund in Manfred, dem Sohn eines Landwirts. Mit ihm zusammen darf er auch die zweite Hälfte der Sommerferien auf dessen väterlichem Gutshof verleben.

Gleich am ersten Morgen sind die beiden früh auf. Als die große Glocke die ganze Betriebsgemeinschaft zur Arbeit ruft, treten sie auf den weiträumigen Wirtschaftshof hinaus, um am dortigen Leben und Treiben teilzunehmen.

Aus dem weitgeöffneten Stall führen die Gespannknechte die Arbeitspferde heraus. Jeder spannt vier Pferde — ein Gespann — vor einen langen Erntewagen. Aus den Häusern der Landarbeiter kommen einzeln und in kleinen Gruppen Männer, Frauen, Burtschen und Mädchen. Die meisten fahren mit den Wagen auf das Feld; einige gehen zur Scheune, um zuerst noch ein paar volle Erntewagen abzuladen.

„Wie das mit den Leuten so gut klappt!“ wundert sich Erich. „Ja“, bestätigt Manfred, „das hat der Inspektor alles auf's genaueste eingeteilt. Doch nun komm, wir wollen jetzt erst mal ungestört durch die Wirtschaft gehen.“

Die großen Viehställe stehen leer, weil die Tiere auf der Weide sind. über dem Stand einer jeden Kuh hängt eine kleine Tafel, auf der ihr Name, die Herdennummer und der Milchertrag des letzten Prüfungstages verzeichnet sind. Eben erklärt Manfred, wie praktisch hier alles eingerichtet

ist, da hören sie ein lautes, heiseres Brüllen. Sie gehen dorthin, und Erich staunt über die zwei mächtigen Bullen, die hinten in der Ecke mit dicken Ketten angebunden sind. Der eine dieser riesigen Burschen schnaußt wütend und wirft mit den Vorderfüßen das Stroh hoch. „Das ist Potrimpos“, meint Manfred, „der ist böseartig; aber auf dem andern, dem ‚Pharao‘, kannst du reiten, wenn du willst; der tut dir nichts. Mit dem wird auch die Milch von der Weide nach Hause gefahren.“

Im Kälberstall stehen einige Kälber in kleinen Holzverschlägen. Alles sind wertvolle Tiere. An den Ohrmarken kann man den Geburtstag und die Abstammung eines jeden Tieres erkennen.

Zu beiden Seiten der breiten Gänge im Schweinestall reihen sich große Buchten aneinander. In einigen liegen fett und faul die Maßschweine, die bald einen saftigen Braten abgeben werden; in anderen wiederum sind junge Läufer Schweine untergebracht — nach Alter und Größe geordnet. Auf deren Rippen fehlt noch so manches Kilo. Am putzigsten sehen die kleinen Ferkel aus, die quietschvergnügt umhertollen.

In dem langen Pferdestall sind die Stände für die Arbeitspferde und die größeren Fohlen leer. Aber im Stutenstall stehen einige Fohlenstuten mit ihren Saugfohlen. Noch sind sie nicht auf die Weide gebracht. An den Ständern hängen ebenfalls Tafeln, auf denen die Namen der Pferde und ihre genaue Abstammung eingetragen sind. Die Reinheit des Blutes ist hierbei sehr wichtig.

Vor dem Geflügelstall spielt sich ein buntes Tierleben ab. Hühner, Puten, Gänse und Enten sind beim Körnermahl. Dazwischen naschen nicht nur freche Spazken, sondern auch flinke Tauben.

Mitten auf dem Hof steht ein hoher, viereckiger Turm. Das ist der Speicher. Der Schweinemeister ist gerade beim Mahlen des Getreides für seine freßlustige Schutzbefohlenen.

„Manfred, was ist denn das?“ fragt Erich und zeigt auf ein Gerät mit vielen Rädern. — „Dies ist eine Getreidereinigungsmaschine“, bekommt er zur Antwort. „Sie wird elektrisch betrieben. Alles steht hier im Zeichen des Motors! Der Dreschkasten, die Schrotmühle, die Häckselmaschine, die Pumpe, der Rübenschneider —: alle haben elektrischen Antrieb. Ob du zur Schmiede und Schlosserei oder in die Stellmacherei gehst —: überall findest du elektrische Anlagen. Sogar unsere neuesten Glucken brüten elektrisch — nämlich in Gestalt von Brutmaschinen.“

In der Scheune kann Erich dann sehen, wie ein elektrischer Aufzug ein ganzes Fuder Getreide packt, es auf einmal aufhebt und dann seitwärts in das Fach befördert. In wenigen Minuten ist das Fuder abgeladen, und

der nächste Wagen kommt heran. So erlebt Erich, wie auch hier die Maschine immer mehr in den Dienst der Wirtschaft gestellt wird, weil es an Arbeitskräften mangelt.

Inzwischen hat der Kutscher zwei wundervolle Fuchsstuten vor den leichten „Sandschneider“ gespannt. Manfred und Erich dürfen mit dem Besitzer des Gutes, der mit seinen Verwaltungsarbeiten fertig ist, auf das Feld fahren. In leichtem Trab kommen sie zunächst an den Weidegärten vorbei. In dem ersten liegen die Kälber, im nächsten sehen sie unter stattlichen Weidenbäumen eine vielköpfige Schafherde; in einem andern Garten weidet das Jungvieh. Und dort — unweit eines Teiches — liegen wiederkäuend die schwarz-weiß gezeichneten, schweren Milchkühe.

Ruckartig reißt Erich den Kopf herum; denn von der andern Seite her hört er ein dumpfes Gepolter. Die Fohlen sprengen heran, um mit dem Fuhrwerk mitzulaufen, soweit es der Zaun ihres Weidegartens gestattet. Wie schön sie aussehen! Braune, Füchse und Rappen, — Größere und Kleinere —: bunt durcheinander. An der Spitze galoppiert in ruhigen, langen Sätzen ein großer Schimmel — ein Tier edelsten Blutes. Als sie längst an den riesigen Hafer- und Gerstenfeldern und an den grünkrautigen Kartoffeln vorbeigefahren sind und bereits zu dem Weizenfeld kommen, auf dem sich die reifen Ähren auf den goldgelben Halmen leicht im Winde wiegen, meint Erich noch immer das Dröhnen der heranjagenden Fohlen zu hören.

Schon wieder etwas Neues! Zwei Maschinen, jede von einem Biergespann gezogen, mähen Weizen. Unerbittlich fressen sich ihre Messer in das Feld der Halme hinein, und die Maschinen binden gleich die Garben. Jeder dieser Selbstbinder ersetzt mindestens 7 Mäher und 7 Binder, läßt sich der staunende Großstadtjunge erzählen. — An der einen Seite reißt ein Motorpflug bereits wieder die Stoppeln um. Das muß ganz schnell gehen; denn da wird im September wieder Roggen gesät.

Auf einer kleinen Anhöhe wird der Roggen, der nicht in der Scheune Platz hat, zu großen Bergen zusammengefahren. Knatternd betreibt ein Motor den Höhenförderer. Zwei Mann werfen die Garben auf diese Maschine hinab, und das laufende Band befördert sie auf den Roggenberg. Dort oben stehen einige Frauen und legen die Garben zurecht: die Ähren nach innen, die Stoppeln nach außen. Der Wagen ist überraschend schnell leer, ein Junge schwingt sich in den Sattel und trabt davon. Ein voller Wagen rückt langsam heran — und dort hinten kommt schon das nächste Fuder an. — Erich steht und staunt. Und die Jungen — weit kleiner als

er — sitzen auf dem Sattel und fahren mit den vier Pferden, als ob das die selbstverständlichste Sache der Welt wäre.

„Manfred, ich möchte auch mal fahren!“ „Gut, Erich, am Nachmittag kannst du es mal versuchen!“

Der Großstadtjunge sieht an diesem Tage, wie zweckmäßig die ostpreußische Landwirtschaft arbeitet, und wieviel Nahrung solch ein bäuerlicher Großbetrieb den Städten und Industriegebieten zu liefern imstande ist.

5. Wie die Salzburger nach Gumbinnen kamen.

Bei Brandstädters in Erlenbruch ist Kindergeburtstag. Moder-eggerts, Hundsödörfers, Rohrmösers und Embachers sind mit ihren Kindern gekommen, — und nun schauen die Kleinen erwartungsvoll zu der alten Frau Brandstädter auf, die so wundervoll erzählen kann: „Großmutter, erzähl' uns etwas!“ Nur der Quartaner Werner, der in Gumbinnen die Friedrichschule besucht, steht in seiner schmutzen Jungvolk-uniform abseits am Fenster. Was bedeuten schon einem Quartaner und Jungenschaftsführer die Märchen der Großmutter!

Nachdenklich lächelnd sieht Großmutter zu ihrem großen Enkel hin. „Heute will ich euch einmal kein Märchen erzählen, sondern etwas, was wirklich geschehen ist und euch alle angeht. Denkt doch, nicht immer besaßen Rohrmösers und Hundsödörfers und Brandstädters die schönen Höfe hier bei Gumbinnen. Vor langer, langer Zeit, vor mehr als 200 Jahren, wohnten unsere Familien in einem ganz anderen Lande. Da gab es keine weiten Felder wie hier, keine Ebenen mit grünen Wäldern und saftigen Wiesen. Himmelhohe Berge ragten in die Wolken hinein, und selbst im Sommer gab es dort oben Schnee. Kennt ihr die Alpen? Dort liegt Salzburg; das war die Heimat unserer Familien. Unsere Vorfahren sprachen damals noch ein anderes Deutsch, als wir es heute hier bei Gumbinnen kennen. Werner, kannst du vielleicht ein Tiroler Liedchen auswendig?“ — Werner schwieg — und Großmutter lächelte: „Dann will ich euch den Anfang eines Liedes nennen, das unsere Vorfahren sangen, als sie vor 200 Jahren ihre Heimat Salzburg verlassen mußten. Hört zu:

I bin ein armer Exulant,
a so thu i mi schreiba.
Ma tut mi aus dem Waterland
um Gottes Wort vertreiba.

Ja, so klang damals unsere Sprache, und eigentlich müßten wir heute noch ähnlich wie die Leute in den Alpen sprechen.“

„Aber warum mußten denn unsere Vorfahren auswandern?“ fragte der kleine Wolfgang. „Das kam so: Salzburg wurde damals von dem Erzbischof Firmian regiert. Er wollte in seinem Lande keine Evangelischen dulden. Unsere Vorfahren wurden hart bedrückt, aber sie blieben ihrem Glauben treu. Zur Strafe befahl der Erzbischof am 31. Oktober 1731 — am Reformationstage —, daß die Evangelischen in kurzer Zeit das Land zu verlassen hätten.

Nur wenigen gelang es, ihre Bauernhöfe für den halben Preis und noch billiger zu verkaufen. Mit aller Härte drang der Erzbischof auf schnelle Durchführung seines Befehls. Und so verließen unsere Vorfahren, fast alle arm geworden, um ihres Glaubens willen ihre alte, liebe Heimat und wußten nicht, wohin sie gehen sollten. In größeren oder kleineren Haufen zogen sie zunächst nach Norden, um in evangelische Länder zu kommen. Armselig genug sah solch ein Zug aus.“

„Ich weiß, wie solch eine Auswanderergruppe aussah“, sagte Werner voll Eifer. „Da waren große Wagen, mit 2 oder 4 Pferden bespannt, die Wagen waren mit Hausgerät beladen, mit einem Blandach darüber. Männer mit hohen, grünen Hüten und Frauen im Nieder und weiten Röcken gingen daneben zu Fuß und stützten sich auf ihren langen Wanderstab. Auf den Wagen durften nur alte und franke Leute, auch Mütter mit kleinen Kindern sitzen. — Das weiß ich, weil in der Aula unserer Schule die ganze Giebelwand von einem Bilde ausgefüllt wird, das die Ankunft der Salzburger bei König Friedrich Wilhelm I. darstellt. Unter dem Bild steht: Mir treue Söhne, Euch ein mildes Vaterland!“

„Ja, Friedrich Wilhelm I. von Preußen nahm die Salzburger auf“, fuhr die Großmutter fort. „Teils zu Schiff über Stettin und Königsberg, teils zu Lande wurden sie nach Ostpreußen gebracht. Etwa 12 000 Salzburger langten im Jahre 1732 in Gumbinnen an und wurden im Regierungsbezirk verteilt. Doch da gab es zunächst noch große Schwierigkeiten. Um 1710 hatte in Ostpreußen die Pest gewütet. Rund 10 000 Bauernhöfe lagen verödet da. Friedrich Wilhelm I. hatte neue Siedler ins Land gerufen. Wer Geld mitgebracht hatte, kaufte sich ein Grundstück. Für Ärmere ließ der König neue Höfe herstellen. Die Handwerker kamen in die Städte. In jenen Zeiten blühten die neugegründeten Städte Gumbinnen, Angerapp, Schloßberg, Ebenrode und Schirwindt

durch die Zuwanderung der Salzburger erst richtig auf. — Der König hatte unsern Vorfahren eine neue Heimat versprochen. Mit aller Hartnäckigkeit bestanden sie darauf, daß ihnen auch wirklich brauchbare Lebensmöglichkeiten gegeben wurden. Wenn sie sich ungerecht behandelt fühlten, beschwerten sie sich beim König in Berlin. Immer hat er sie angehört und Ungerechtigkeiten beseitigt, so daß in wenigen Jahren alle Schwierigkeiten der Unterbringung der Salzburger behoben waren. Bald gewannen die Auswanderer ihre neue Heimat lieb, und ihre fleißige Arbeit trug mit dazu bei, aus dem durch die Pest verödeten Regierungsbezirk Gumbinnen ein blühendes Land zu machen.

Viel Not und Elend mußten unsere Vorfahren überwinden. Aber sie waren zäh und stark im Glauben, und so erhielten sie den rechten Lohn.“ Werner dachte an Worte des Reichsjugendführers, an Worte vom Glauben an Gott und vom Glauben an das ewige Deutschland. Mit klaren Augen sah er die Großmutter an: „Auf mich kannst du dich verlassen, Großmutter! Ich will ein echter Nachkomme der Salzburger werden!“

6. Der Kampf bei Mattischkehmen.

(Ein Ausschnitt aus der Schlacht bei Gumbinnen am 20. August 1914.)

„Morgen ist Wandertag; es geht zum Heldenfriedhof bei Mattischkehmen.“ Freudig strahlen die Augen der Jungen auf. Sie haben sich schon lange einen Gang in das Gelände der Schlacht bei Gumbinnen gewünscht. Der Heldenfriedhof bei Mattischkehmen ist der schönste im Kreise Gumbinnen (Abb. 38). Er liegt in einem herrlichen Waldstück. Wir treten an das Denkmal, das ein wenig westlich des Heldenfriedhofes liegt, und überblicken das damalige Kampfgelände. Gleich an der Nordwestecke des Waldes erblicken wir ein zerfallenes und verlassenes Haus. Da sind im Gebälk noch Einschußlöcher von Infanteriegeschossen zu sehen, und aus der Giebelwand ragt ein Granatsplitter. Etwas von dem Ernst jenes Kampftages zieht in die Herzen der Jugend, als sie die Inschrift auf dem großen Gedenkstein des Heldenfriedhofes lesen:

Auf diesem Friedhof ruhen
643 deutsche
und 438 russische Krieger,
gefallen in der Schlacht bei Gumbinnen
am 20. 8. 1914.

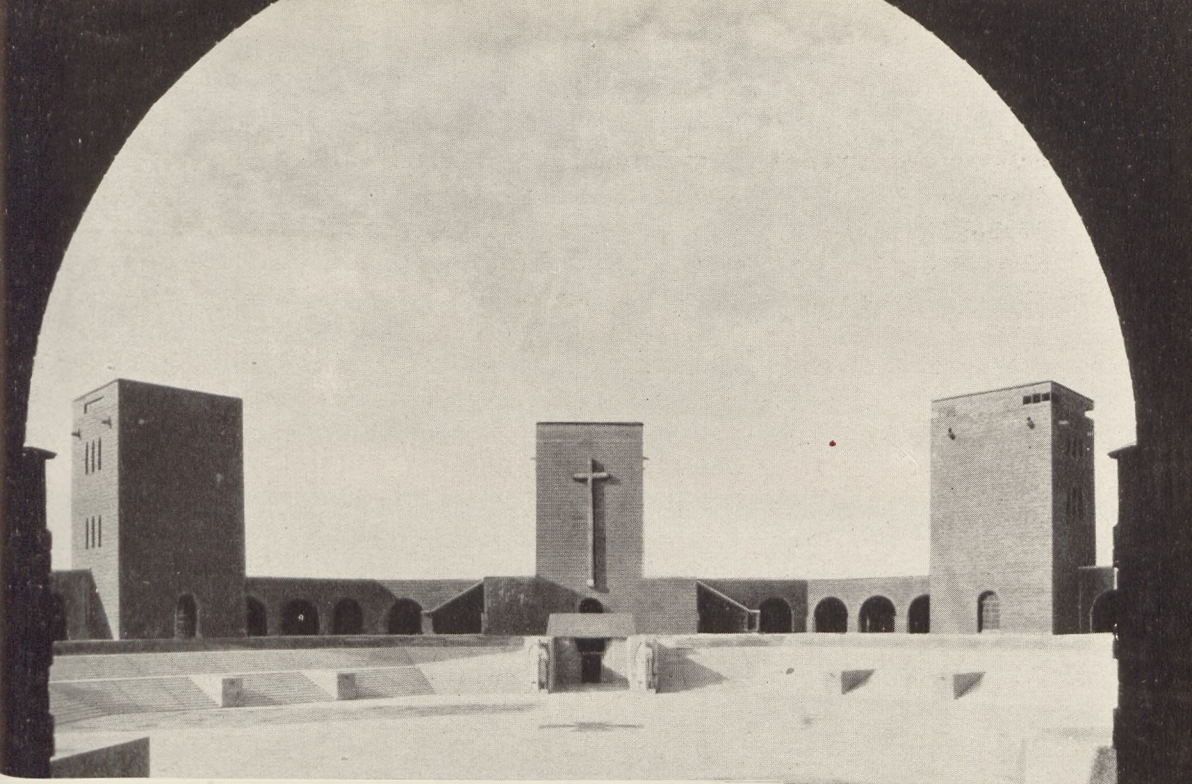


Abb. 33 Das Reichsheldenmal Tannenberg



Abb. 34 Die Kernsdorfer Höhen



Abb. 35 Rentier, Hirsche

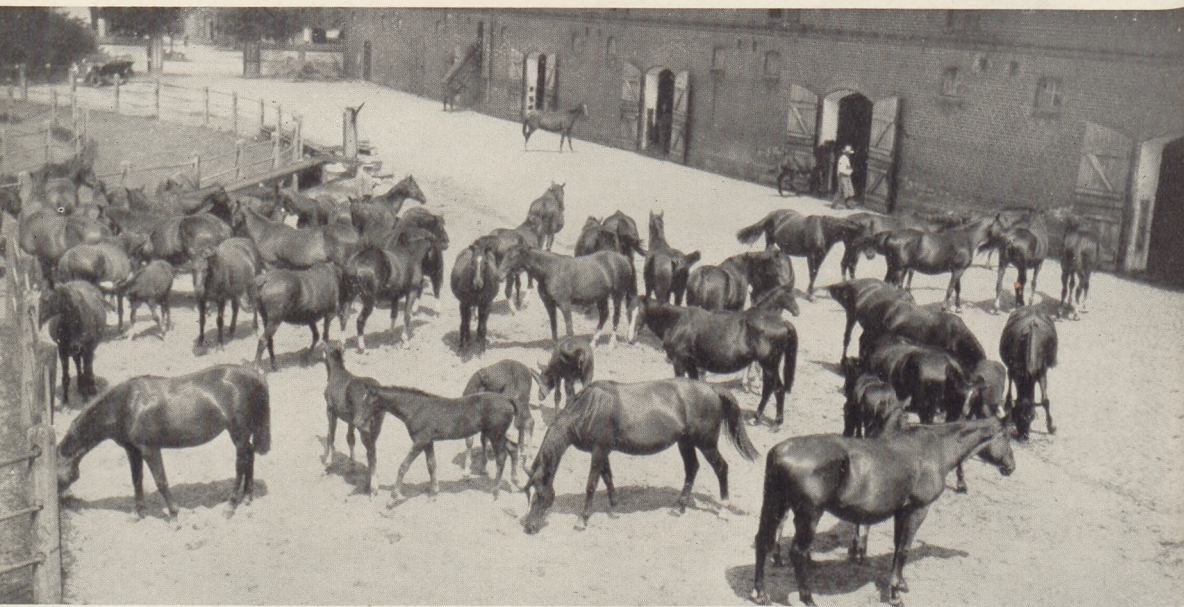


Abb. 36 Trauehnen



Abb. 37 Elche

Ein Mitkämpfer aus der Schlacht bei Gumbinnen erzählt:

„Das 17. Armeekorps, zu dem mein Regiment auch gehörte, stand noch am 19. August bei Angerapp, hinter der Angerapplinie. Um 4.40 Uhr nachmittags kam plötzlich der Befehl zum Vormarsch in Richtung auf Großwaltersdorf, Girnen und Perkalen, d. h. bis zu den Höhen westlich der Rominte. Wir marschierten los! Es wurde Abend, es wurde Nacht — und noch immer nahm der Marsch kein Ende. Flüchtlingswagen kreuzten unsere Straße. Rüge, die man bei der Flucht zurückgelassen hatte, brüllten auf den Feldern vor Schmerz, weil sie nicht gemolken wurden. Endlich gab es eine kurze Rast.

Der Morgen des 20. August bricht an. Um 4.15 Uhr steigen wir von den Plüder Bergen zum Angriff herunter. Offiziere und Mannschaften sind zum Umfallen müde, nur das Gefühl der Pflicht und der Gedanke an den bevorstehenden Kampf gibt uns neue Kraft. Bei Hochfließ finden wir den ersten russischen Widerstand. Er wird schnell gebrochen und unaufhaltsam geht es vorwärts. Wir überschreiten die Rominte und nehmen Jodzuhnen ein; der Feind flieht! Schon glauben wir den Sieg gesichert. Um 9.00 Uhr stehen wir bereits auf dem Ostufer der Schwentischke, 1200 Meter von hier entfernt. Unser nächstes Angriffsziel: das Mattischkehmer Wäldchen.

Genau wie heute, lag damals, leicht zum Wäldchen ansteigend, blankes Stoppelfeld zwischen der Schwentischke und dem Waldstück. Um 9.00 Uhr treten wir aus dem Schwentischker Grund heraus. Da, plötzlich ein türkisches Heulen in der Luft, ein dröhnendes Krachen, die ersten russischen Schrapnells wollen uns aufhalten. Wir stürmen vorwärts! Doch da pfeift und singt es um unsere Ohren, eine unsichtbare Feuerwand hemmt unser Fortkommen. Hinwerfen! In kurzen Sprüngen arbeiten wir uns vorwärts! Aber nicht alle stehen wieder auf; der Kugelregen ist zu dicht, und das freie Stoppelfeld bietet gar keine Deckung. Vom Feind aber ist nichts zu sehen. Er muß wohl im Mattischkehmer Wäldchen stehen! Wir zielen auf den Waldrand und machen immer neue Sprünge vorwärts. Wir sind schon auf 600 Meter heran, auf 500 Meter, auf 400 Meter. — Da faßt uns aus der rechten Flanke Maschinengewehrfeuer. Wo aber ist der Feind, daß wir ihn packen können? Vorn am Waldrand glauben wir hin und wieder Teller mühen zu erkennen, mehr nicht. Bis zum Halse hat sich der Russe eingegraben. Wir aber liegen ohne jede Deckung. Und woher kommt das Maschinengewehrfeuer? Da, jetzt haben wir die Maschinengewehre entdeckt! Rechts in der Ziegelei bellten sie immer wieder auf und schickten uns ihre Geschossgarben in die Flanke.“

„Und unsere Artillerie? Kann denn die nicht helfen?“ wirft atemlos ein Junge ein.

„Unsere Artillerie hat bisher ebenfalls den Feind nicht entdecken können. Jetzt erkennt sie den Sitz der Gefahr. Zwei Batterien sprengen dort bei Grünweitschen im Galopp bis an die eigene Infanterie heran, prohen ab und eröffnen das Feuer. Doch der Russe packt sie bereits mit seiner versteckt aufgebauten Artillerie, unsere Batterien werden zerschossen, und wir Infanteristen müssen uns selbst helfen.

Da nimmt ein Leutnant meiner Kompanie eine Gruppe zusammen. Er will das Maschinengewehrnest in der Ziegelei niederkämpfen. Bis auf 100 Meter kommt er heran. Dann rührt sich keiner mehr von der Gruppe, alle sind tot. Zur gleichen Zeit versucht rechts von uns ein Bataillon gegen die Ziegelei vorzugehen. Auch sie kommen bis auf 100 Meter heran. Dann bleiben sie liegen. Ein weiteres Vorwärtstommen ist unmöglich. Der Major gibt den Befehl zum Rückzug; aber kaum einer steht auf; fast alle sind gefallen.

Immer dichter wird das Abwehrfeuer der Russen. Wir liegen flach auf der Erde und nutzen jede kleinste Mulde aus. Unsere Finger krallen sich um die Gewehre, wir schießen und schießen, aber immer dünner wird unser Feuer, immer mehr liegen tot und regungslos in unseren Reihen. Da treten wir den Rückzug an. Wir haben nicht siegen können. Aber der Russe stößt nicht nach, er ist durch unseren Angriffsmut zu sehr erschüttert.“

Der Erzähler hat geendet. Wie gebannt blicken die Jungen zu ihm auf. Greifbar deutlich sehen sie vor ihrem innern Auge deutsche Soldaten vorwärtstürmen, sich hinwerfen, schießen, sehen abprohende Artillerie, hören das Hämmern der Maschinengewehre; das Heulen der Granaten und das feine Singen der Infanteriekugeln füllt ihr Ohr. Der blutige Ernst eines Kampftages ist ihnen klar geworden. Aber in ihren Augen steht der Entschluß: „Wie einst die Väter — so wollen auch wir unser Vaterland gegen jeden fremden Eindringling schützen.“

Eine Fahrt durch die Elchniederung.

1. Die Fahrt in die Haffdörfer der Memelniederung.

Wir können viel erzählen von unserer dreitägigen Fahrt aus der buckligen Welt Masurens in die Memelniederung. Was haben wir da alles gesehen! Am ersten Tage fuhren wir bis Wehlau. Von hier radelten wir dann in nördlicher Richtung weiter und kamen in die großen

Wälder. — Es war fast ein Glück, daß Helmut's Rad zweimal hintereinander Panne hatte. Hätten wir sonst gewußt, daß man in Ostpreußen noch Holzkohlen macht? In Gertlaufen fanden wir einen richtigen Kohlenmeiler. 25 Raummeter Holz werden da hineingepackt. Die Kloben liegen fein säuberlich aufeinandergeschichtet. Dann wird dieser Holzberg ganz mit Erde bedeckt. Darauf legt der Köhler noch Rasenplatten, damit ja nicht zuviel Luft an das Holz herankommt. Nur am Grunde sind die Scheite noch an einigen Stellen zu sehen. Da steckt der Köhler den Holzstoß an. Sobald das Feuer ordentlich brennt, bedeckt er auch hier die Kloben mit Erde. Das Feuer geht nicht aus. Es schwelt langsam weiter und frißt sich allmählich durch den ganzen Holzstoß hindurch. Überall dringt der Rauch durch die Erde und den Rasen. Kommt zuviel Qualm heraus, so beklopft der Köhler die Erde mit dem Spaten, um die Fugen zu schließen. Raucht der Meiler zu schwach, so lockert er die Erde etwas auf, damit das Feuer nicht ausgeht. Tagelang schwelt es so, und dabei verwandelt sich das Holz in Kohle. Jetzt war der Meiler schon ziemlich zusammengerutscht. Wir durften sogar hinaufklettern. Wird man es uns glauben? Wir haben ihn sogar photographiert mitsamt dem alten Köhler. Ein Stückchen Holzkohle haben wir uns auch mitgenommen.

Der Wald nimmt kein Ende. Jetzt sieht er aber ganz anders aus und besteht hauptsächlich aus Erlen und Birken. Blanke Gräben begleiten uns. Im schwarzen Wasser spiegeln sich Kalmus, Blutweiderich und Spiree. Es riecht nach Moor. Da tauchen rechts flache, stille Wiesen auf. Wir sind in der Niederung am Großen Friedrichsgraben. Von Labiau her kommt ein Dampfer. Kühe und Kälber sind drauf, auch viele Säcke, Fässer und Kisten. Marktfrauen mit weißen Tüchern fahren heimwärts. Eine Eisenbahn gibt es in diesem Teil der Elchniederung nicht. Wie sollte der schaukelnde Grund sie auch tragen! Da kommt auch die Fährre von drüben und holt uns über den Kanal. Wir acht mit unsern Rädern, auch ein Heuwagen mit zwei Pferden haben darauf Platz. Wir Jungen helfen mit, greifen ins Seil und marschieren immer von vorn nach hinten. Das sieht pußig aus. Auf dem Damm geht die Straße weiter — nach Elchwerder, immer ganz dicht an dem schwarzen Wasser entlang. Kein Zaun, kein Geländer ist davor. Links hinter den Weidenbüschen am Rand der Wiesen glänzt das Kurische Haff. Wie endlos lang hier die Dörfer sind! Alle Häuschen stehen an dem Uferdamm der Ströme (Abb. 39). Wir sahen Elchwerder, Gilge, Tawe und Inse. Überall das gleiche Bild. Die Häuser sind meist mit Schilf gedeckt, haben hübsche bunte Vorlauben und am Giebel geschnitzte Pferdeköpfe. Und wieviel Boote gibt es hier!

Alle sind schwarz geteert. Die großen sind die Reitelkähne mit den geschnitzten Wimpeln am Mast. Im Handkahn fährt man hinüber zum Nachbarn, zum Gasthaus, zur Post. In Booten fahren die Kinder zur Schule. Die Ströme sind hier die Wege. — Hinter den Häusern liegen die Gemüesfelder. Auf langen schnurgeraden Beeten baut man Zwiebeln, Möhren, Gurken und Kürbisse. Die Zwiebelernte hat bereits begonnen. In großen Haufen liegen sie ausgebreitet. Sind sie sauber und trocken, so packt man sie in die Kähne. Dann werden sie ausgefahren weit in das ostpreussische Land hinein. Getreide tauscht man dafür ein.

Elchwerder liegt an einem richtigen Wasserkreuz. Von Osten nach Westen bringt der Memonienstrom sein schwarzes Wasser aus den großen Mooren. Nach Norden weiter führt der Sedenburgers Kanal in die Gilge. Weiterhin gehts in die Memel nach Tilsit. Wir fahren im kleinen Boot hinüber zur Herberge. Herrlich schläft es sich so dicht am Wasser! Man fühlt sich wie auf einem Schiff. Über dem Hause weht ein prächtiger geschnittener Wimpel.

2. Das Große Moosbruch.

Am nächsten Morgen sind wir ins Große Moosbruch gefahren. „Heute sollt ihr sehen, wie man Neuland erobert. Dort hinter dem Walde liegt ein gewaltiges Hochmoor, ein paar tausend Morgen groß. Vor 200 Jahren gab es dort noch keine Menschen. Elche und Kraniche wohnten in der weiten, nassen Wildnis.“ Aber als wir aus dem Erlenwald bogen, war es uns, als kämen wir in eine fremde Welt. Kleine, leichte, freundliche Häuschen standen unter schimmernden Birken, hellgrüne, glatte Wiesen an einem blinkenden Fluß. „Da stehen ja die Kähne mitten auf der Wiese!“ Nein, vom Timber her führen schmale, tiefe Gräben zu jedem Gehöft. Riesige Heuhaufen liegen an dieser sonderbaren Straße. Weite Kartoffelfelder mit tiefen Furchen breiten sich überall zwischen den Höfen aus. Das war Franzrode. Wir wollten aber erst das wilde Moor sehen und fuhren über den Timber durch Karlsrode bis nach Elchtal. Da standen wir an der weiten Einöde. Fast bis ans Knie sinkt man in die Moospolster. Der Porst duftet. Heidekraut wächst hier und das weißflockige Wollgras. Die Moosbeeren mit den feinen Myrthenblättchen umranken die Hügelchen. Doch hier sind auch schon Gräben gezogen. Langsam läuft das Wasser ab. In ein paar Jahren kann gepflügt werden. Moorhafer sät man dann, und später können schon Kartoffeln gepflanzt werden. Der Boden schaukelt jetzt noch richtig. „Wie kann man hier pflügen?“ fragt Horst. „Man zieht den Pferden Holzschuhe an.“ Wir lachten alle. Aber als wir ein Gehöft be-

suchten, haben wir sie gesehen. Damit sinken die Pferde nicht so tief ein. Auch die Häuser muß man alle auf Pfählen bauen, die tief in den nassen weichen Torfgrund hineingetrieben werden. Getreide kann man hier nicht anbauen, aber die Kartoffeln gedeihen gut. Auch Gemüse, Zwiebeln, Gurken und Möhren pflanzt man an. Das Heu für das Vieh muß weit von den Saffwiesen herangeholt werden.

Wie mühsam muß es gewesen sein, alle diese vielen sauberen Gehöfte zu schaffen! Zwölf Dörfer sind schon entstanden. Mehr als 10 000 Menschen haben hier Heimat und Brot gefunden. Und es wird weiter geschafft. Dort drüben, wo die Fahne über den Birken weht, liegt ein Arbeitsdienstlager.

3. Im Elchwald.

Das Schönste von allem war doch die Kahnfahrt in den Elchwald. In zwei Booten ging es den Paitfluß hinauf in die Ibenhorster Forst. Schilf und Rohrkolben säumen die Ufer. Weiße Seerosen und goldgelbe Mummeln wiegen sich auf dem dunklen Wasser. Auf der Wiese vor dem Wald stehen zwei Kraniche. Blaugrau glänzen die Rücken. Sie trompeten und fliegen vor uns auf — hoch über den weiten, sumpfigen Wald. Es fährt sich wunderbar hin unter dem Laubdach der Erlen. Um uns liegt ein richtiger Urwald. Schilf und Schwertlilien wuchern zwischen den Bäumen. Wir würden versinken in dem moorigen Boden. Aber der Elch mit den breiten, gespaltenen Hufen geht sicher darüber hin. Doch schlimm ist es, wenn Hochwasser kommt oder gar dünnes Eis den Boden bedeckt. Dann brechen die schweren Tiere ein und reißen sich die Füße wund. Da hat man Dämme durch die Bruchwälder gebaut und Weidenbüsche als Futter für sie gepflanzt.

Die im vorderen Boot winken und deuten mit den Armen in die Wildnis. „Dort eine Elchkuh mit einem Kalb!“ Doch bis wir näher kommen, sind sie fort. Aber als wir nach links blicken, steht uns fast das Herz still. Keine 30 Meter von uns steht starr und groß ein Tier, den Kopf gesenkt. Jetzt hebt es ihn langsam, wendet sich und geht mit langem, ruhigem Schritt in den Wald hinein. „Wir wollen nach Hause. Es ist so gruselig hier“, jammern die Mädchen. Wir Jungen aber freuen uns, einen Elch gesehen zu haben, und lachen (Abb. 37).

4. Entstehung der Elchniederung.

Als wir mittags heimkamen, ging ein Motor am Damm. Wir haben uns die Sache genau angesehen. Das Wasser, das sich in den Furchen und Gräben auf den Feldern und Wiesen sammelt, wird hier über den Damm

in den Strom gepumpt. Als wir dann am Nachmittag badeten, haben wir uns die ganze Elchniederung auf eine Sandbank gemalt. Die Niederung ist junges Land, das die Memel aufgebaut hat. Wir haben ja nur ein kleines Stück davon gesehen. Hinter dem Walde bis nach Tilsit hin geht die große Ebene mit Wiesen, Äckern und Weiden, mit reichen Höfen und großen Dörfern, mit prächtigen Viehherden und wohlhabenden Bauern. Das ist die „hohe Elchniederung“. Bis vor 300 Jahren war das alles Wildnis. Die Wälder und Brüche waren in jedem Jahr bei der Schneeschmelze ein meilenweiter See. Der Schlud und Schlamm, der jedesmal zurückblieb, erhöhte den Boden von Jahr zu Jahr. Das gab ein fettes, fruchtbares Land. Seit 1716 baute man Dämme an der Memel, der Ruß und der Gilge. Da konnte das Land bebaut werden. Das Wasser, das sich hinter den Dämmen sammelt, wird mit Pumpen entfernt. —

Viel Geld und Mühe hat die Eindeichung gekostet. Aber es hat sich gelohnt. Große weite Landstriche konnten erst jetzt besiedelt werden, reiche Bauerndörfer sind darauf entstanden.

5. Abschied.

Die Sonne sinkt hinter die Rohrwälder. Haffmücken summen in den hohen Weiden. Die letzte Nacht noch werden wir in unserm Holzhäuschen schlafen. Ein Fischer wird uns über das Haff nach Rossitten bringen. Er hat seinen Kahn schon mit Kartoffeln und dem ersten Kohl bepackt. Ganz früh soll es morgen fortgehen. Es wird uns schwer. Tief atmen wir den Duft von Teer und Bruch und Heu von den Wiesen, den Duft der tiefen Niederung, und wir summen das Lied, das Heimatlied der Haff-Fischer, das hier in Inse entstanden ist:

„Wo de Haffes Welle trecke an dem Strand,
Wo de Elch un Kroante jedem Kind bekannt,
Wo de Möwe schrieet grell öm Stormgebrus,
Doa es mine Heimat, doa si es tohus!“

Das Memelgebiet.

1. Auf dem Memelstrom.

„Na, Herr Nachbar, nach langer Zeit wieder einmal zu Hause?“ „Ja, aber nur für einen Tag“, erwidert der junge, stattliche Schiffer, den ich über den Zaun hinweg begrüße. Er führt seit einigen Jahren den Boudak seines Vaters, der sich auf dem kleinen Bauernhof des Memeldörfchens zur Ruhe gesetzt hat. „Solch ein Schifferleben muß doch herrlich sein!“ „Ach

ja, seitdem es wieder genug zu fahren gibt, bin ich mit meinem Los ganz zufrieden. Wollen Sie nicht eine Fahrt mit dem Voydak einmal mitmachen? Wir laden bei Schmallingenken Papierholz für die Zellstofffabrik in Tilsit. Morgen früh gegen sechs Uhr kommen wir hier vorbei. Dann hole ich Sie mit dem Handkahn ab. Besser kann es Ihnen doch nicht passen!“ Ich nehme die Einladung an und bin am nächsten Morgen pünktlich zur Stelle.

Der Strom dampft, und das frischgeschnittene Heu der Memelwiesen erfüllt die Morgenluft mit seinem herben Duft. Auf der Spitze eines Spickdammes stehend schaue ich stromaufwärts. Da taucht hinter der Strombiegung das hochbeladene Fahrzeug auf. Durch Winken mache ich mich bemerkbar, und schon löst sich vom Voydak ein Boot und kommt, von kräftigen Ruderschlägen getrieben, auf meinen Standort zu. Schnell steige ich ein. Nach einigen Minuten machen wir am Voydak fest und besteigen das etwa 40 Meter lange Fahrzeug, dessen Bordwand nur wenige Zentimeter aus dem Wasser herausragt. Ich begrüße die junge Frau des Schiffers, die das Steuer ihrem Manne übergibt und nun wieder in die Kajüte hinuntersteigt, wo ihr kleiner Bub noch in tiefem Schlummer ruht.

Leutlos gleitet das Fahrzeug auf der Mitte des Stromes dahin. Die deutsche Strombauverwaltung hat durch den Bau von steinernen Spickdämmen, auch Buhnen genannt, die Fahrrinne stark eingeengt. Dadurch wird die Strömung verstärkt und die Bildung von Sandbänken verhindert. In Litauen dagegen kann die Memel fließen, wie sie will. Die Fahrrinne ändert sich andauernd. Bei niedrigem Wasserstande kommt es sehr häufig vor, daß die Fahrzeuge plötzlich auf einer Sandbank festsetzen und nur mit großer Mühe wieder flottgemacht werden können.

Um über das Weidengebüsch, das den Strom umsäumt, hinwegsehen zu können, steige ich auf die hohen Holzstapel. So weit mein Auge reicht, ziehen sich hinter den Memelwiesen zu beiden Seiten des Stromes große Forsten hin. Das sind Reste der Wildnis, die der Deutsche Ritterorden an der Süd- und Ostgrenze seines Landes bestehen ließ. Auf der memelländischen Seite hat fast jedes Dorf, an dem wir vorbeikommen, ein Sägewerk.

Während wir an Deck das wohlschmeckende Mittagessen verzehren, das die „Hausfrau“ auf dem kleinen eisernen Herd in der Kajüte zubereitet hat, bemerken wir kaum, daß wir an der Mündung der Scheschuppe vorbeigeschwommen sind. Plötzlich versperren uns hohe Berge die Aussicht auf den Strom, der hier gezwungen ist, einen großen Bogen zu machen. Wir sind an der Joramündung angelangt. Die Jura ist, so weit wir sehen

können, mit meterlangen Holzrollen bedeckt. Sie kommen aus den Wäldern Vitauens geschwommen, werden hier aufgefangen und in Lastkähnen zu den Zellstofffabriken gebracht. Wir überholen eine lange Holztrift. Die vier Terner (Flößer) sind eifrig bemüht, das Floß ungefährdet durch die Strombiegung zu bringen.

Nun beginnt der reizvollste Teil unserer Fahrt. Die Memel hat sich hier durch einen Höhenzug hindurchgefressen. Auf dem linken Ufer treten die Berge bis dicht an den Strom heran. Tiefe Schluchten durchbrechen das hohe Steilufer, das mit Laubbäumen bestanden ist. Trübselig schaut die alte Ordensburg Ragnit auf das Memeltal herab. Zu ihren Füßen liegt die große Zellstoffabrik, in der Tag und Nacht gearbeitet wird. Die Verbindung mit dem Memellande wird im Sommer durch eine Seilfähre aufrecht erhalten. Am Zollhäuschen auf dem memelländischen Ufer stehen einige Heufuhren und warten darauf, daß sie übergesetzt werden. In der Badeanstalt ist heute Hochbetrieb. Einige gute Schwimmer lassen sich von der Strömung treiben und winken uns zu. Es ist nicht ganz ungefährlich, in der Memel zu baden; denn an den Enden der Spüddämme bilden sich starke Strudel, vor denen sich die Schwimmer sehr in acht nehmen müssen.

Der Verkehr auf dem Strome wird lebhafter. Personendampfer fahren uns rücksichtslos aus dem Wege. Ein langer Schleppzug kommt uns entgegen. Die Bondaks haben ihre großen Segel gesetzt, um dem Dampfer das Ziehen zu erleichtern. Ich bitte den Schiffer, mir doch den sagenhaften Rombinus zu zeigen. Enttäuscht blicke ich den fahlen Steilhang auf dem rechten Ufer hinauf. Es fällt mir schwer, zu glauben, daß die alten Preußen diese unbedeutende Erhebung als Heiligtum verehrt haben. Allerdings wird der Berg durch Hochwasser und Eis immer mehr zerstört. Der Strom biegt wieder nach Westen ab. Auf dem memelländischen Ufer treten die Berge mehr und mehr zurück. Hier beginnt die Memelniederung. Der südliche Höhenzug begleitet den Strom bis Tilsit, wo zwei mächtige Brücken, die Luisen- und die Eisenbahnbrücke, die beiden Ufer verbinden. Wie das Luisenhäuschen und das Marmordenkmal im Stadtpark, so soll auch die Luisenbrücke an Preußens unglückliche Königin erinnern. Der Verkehr auf der Brücke ist sehr lebhaft. Besonders an Markttagen eilen viele Tilsiter Hausfrauen nach Übermemel, um dort billige Lebensmittel in kleinen Mengen einzukaufen. Die Dampfer und Lastkähne, die an der langen Ufermauer laden und löschen, lassen wir links liegen und machen hinter der Eisenbahnbrücke an den Hafenanlagen der Zellstoffabrik fest.

2. Eine Bahnfahrt nach Memel.

Bis zum Jahre 1920 war das Memelgebiet ein Teil Ostpreußens. Gegen den Willen der Bevölkerung wurde es von unsern ehemaligen Feinden abgetrennt, und heute spielen sich die Litauer als Herren dieses deutschen Landes auf. Sie ärgern sich darüber, daß unsere memelländischen Volksgenossen an ihrem alten Vaterlande hängen. Darum bereiten sie den Memelländern große Schwierigkeiten, wenn diese einmal nach Deutschland reisen wollen, um ihre Verwandten und Bekannten zu besuchen und das neue Deutschland Adolf Hitlers, auf das sie so stolz sind, mit eigenen Augen zu sehen. Weil die Memelländer nicht zu uns kommen können, so wollen wir zu ihnen fahren. Darüber werden sie sich freuen und uns dankbar sein, daß wir sie nicht vergessen haben.

Sold eine Fahrt ins Memelland erfordert einige Vorbereitungen, die wir sonst nicht nötig haben. Wenn wir nämlich über die Grenze reisen wollen, so müssen wir einen Reisepaß besitzen. Außerdem brauchen wir noch die Einreiseerlaubnis der litauischen Regierung. Deswegen schicken wir unseren Paß an das litauische Konsulat in Tilsit oder Königsberg. Haben wir den Paß mit dem Sichtvermerk zurückbekommen, dann können wir die Reise antreten.

Unser Zug hält auf dem Tilsiter Bahnhof. Ein Polizeibeamter geht von einem Abteil zum anderen und läßt sich von den Reisenden die Pässe vorzeigen. Auf dem Bahnsteig sehen wir einige Männer in fremden schwarzen Uniformen geschäftig hin und her eilen. Das sind litauische Eisenbahnbeamte, die von Tilsit ab den Zug führen sollen.

Langsam setzt sich der Zug wieder in Bewegung. Wir fahren über eine Brücke und schauen auf den breiten Memelstrom hinunter. Dort können wir mehrere Dampfer, Lastkähne und sogar eine lange Holztrift sehen, die ruhig stromab gleitet. Einige hundert Meter stromaufwärts überspannt die schöne Luisenbrücke mit drei mächtigen Bogen das Strombett (Abb. 40).

Raum haben wir die Memelbrücke verlassen, da donnert der Zug über die zweite und gleich darauf über eine dritte Brücke. Wir fahren nun durch das etwa 4 Kilometer breite Memeltal. In dem hohen Grase der saftigen Wiesen blitzen im Sonnenschein zahlreiche Gräben und Teiche, die von Weidengebüsch, Schilf und Binsen umrahmt sind. Wenn im Frühling oder Herbst die Memel Hochwasser führt, ist dieses Tal ein großer See. Damit das Wasser besser abfließen kann, hat man in die Straßen- und Eisenbahndämme lange eiserne Brücken eingebaut.

„Pogegiai“, ruft der litauische Schaffner. Der Zug hält auf dem ersten memelländischen Bahnhof Pogegen. Aufgeregt greifen die Reisenden nach ihrem Gepäck, um in die Zollhalle zur Zoll- und Paßkontrolle zu eilen. Hier stehen hinter einem langen, niedrigen Tisch viele Zollbeamte und durchsuchen das Gepäck nach Waren, die verzollt werden müssen. Auch wir stellen unsere Koffer auf den Tisch und öffnen sie. Ein Beamter in grüner Uniform tritt heran. Er fragt uns zuerst in litauischer Sprache, und als er merkt, daß wir ihn nicht verstehen, in gebrochenem Deutsch, ob wir zollpflichtige Waren mithaben. Wie schon beim Zugpersonal, so müssen wir auch hier wieder feststellen, daß fast alle Beamten keine Memelländer, sondern Litauer sind. So ist es auch bei der Post und bei der Grenzpolizei.

Der Zollbeamte untersucht unsere Koffer ziemlich oberflächlich. Sehr eingehend wird das Gepäck der Memelländer durchgesehen, die in Tilsit eingekauft haben. Einige Reisende müssen es sich sogar gefallen lassen, am Körper auf geschmuggelte Waren untersucht zu werden. Die Memelländer, die nicht weiter als 10 Kilometer von der Grenze entfernt wohnen, dürfen kleinere Mengen von Waren, die sie in ihrer Wirtschaft brauchen, zollfrei oder gegen einen geringen Zoll einführen. Dafür ist es der ostpreussischen Grenzbevölkerung gestattet, Lebensmittel für den eigenen Bedarf im Memelgebiet einzukaufen. In diesem sogenannten „kleinen“ Grenzverkehr dient die Grenzkarte, die von der Polizei ausgestellt wird, als Dauerausweis. Nach der Gepäckkontrolle erhalten wir einen Schein und dürfen die Zollhalle verlassen. Vor dem Ausgang werden uns die Pässe von Grenzpolizeibeamten abgenommen und gestempelt. Wir können nun unser Abteil aufsuchen, wo sich nach und nach auch die andern Reisenden wieder eingefunden haben. Erleichtert atmen alle auf, als der Zug sich endlich in Bewegung setzt.

Lebhaft unterhalten sich die Fahrgäste über ihre Erlebnisse und erzählen, was sie in Deutschland gesehen und gehört haben. Nur ein Mann, der in Pogegen neu eingestiegen ist, nimmt an dem Gespräch nicht teil. An seinem eigenartigen Gepäck und an seiner Kleidung erkennen wir, daß er ein Litauer ist, der wahrscheinlich über Tauroggen und Pogegen nach Memel fährt. Als einziger unter den Reisenden unterhält er sich mit dem Schaffner in litauischer Sprache.

Nachdem unser Zug die Dingker Forst durchfahren hat, können wir das Land weithin überschauen. Im Westen breitet sich die Niederung aus. Saftige Wiesen und Weidegärten, fruchtbare Felder und große Moore wechseln sich ab. An den Ufergründen und Bächen ziehen sich lange Reihen von Kopfweiden hin. Die Bauernhöfe und Dörfer sehen genau so aus wie

die in der Elbniederung südlich der Memel. Östlich der Bahnstrecke dagegen ist der Boden meistens sandig und unfruchtbar. Auf den kleinen Feldstücken wachsen nur Kartoffeln und spärlicher Roggen. Die vielen niedrigen Rätnerhäuschen deuten darauf hin, daß hier arme Menschen wohnen. Doch auch die Heide mit ihren Wacholderbüschen, ihren Kiefern- und Birkenhainen sieht reizvoll aus, besonders in den Monaten August und September, wenn überall das Heidekraut blüht. Die wohlhabenderen Heidebauern haben Memelwiesen gekauft oder gepachtet. Zur Zeit der Heuernte kann man unabsehbare Reihen von Heuwagen, die den Heidedörfern zustreben, beobachten. Manche Bauern bringen täglich nur eine Fuhre heim, weil sie 10 bis 20 Kilometer zu fahren haben.

Etwa auf der Mitte der Strecke Tilsit—Memel liegt der Kreisort Heydekrug. In seiner Nähe befindet sich eine große Torfstreu Fabrik, die nicht nur Torfstreu, sondern auch Wärmeschutzplatten, Ziegel zu leichten Wänden, Platten für Insekten Sammlungen usw. herstellt. Heydekrug hat seinen Namen von einem Krug, der vom Deutschen Ritterorden an der Post- und Heerstraße Tilsit—Memel eingerichtet wurde. Unweit des Kirchdorfes Prökuls fahren wir über die Minge. Sie ist hier noch nicht schiffbar. Nun wird das Land hügelig. Es kommt uns so vor, als ob wir irgendwo mitten in Ostpreußen sind. Die gut bestellten, fruchtbaren Getreidefelder, die prächtigen Viehherden in den großen Weidegärten und die schönen Bauerndörfer und Güter zeugen davon, daß hier eine deutsche Bevölkerung den Boden nach deutscher Art bebaut und mit ihm fest verwachsen ist.

In der Ferne tauchen die Türme und Schornsteine einer Stadt auf. Der Zug hält; „Klaipeda — Memel“ lesen wir auf dem Bahnhofsgebäude. Wir sind am Ziel.

3. Die alte deutsche See- und Handelsstadt Memel.

Heiß strahlt die Sonne vom wolkenlosen Julihimmel hernieder. Wir wollen heute nach Sandkrug fahren, um in der Ostsee zu baden. Das Badezeug unter dem Arm, wandern wir der Fähre zu. Auf unserm Gang durch die Innenstadt werden wir immer wieder daran erinnert, daß die alte deutsche Stadt Memel jetzt von einem fremden Volke beherrscht wird. Überall begegnen wir litauischen Soldaten und Beamten, und voll Empörung betrachten wir die leeren Sockel der gestürzten deutschen Denkmäler.

Am Bollwerk der Dange liegen einige Dampfer, aus denen die Waren in die nahegelegenen Speicher entladen werden. Auf einem großen weißen Schiff weht stolz die Hafenkreuzflagge. Es ist die „Tannenberg“ vom „See-

dienst Ostpreußen“, das Lieblingsschiff der Memeler. Der Fährdampfer „Stadt Memel“ ist heute stark besetzt. Wir fahren ein kurzes Stück die Dange abwärts und dann über das etwa 600 Meter breite Tief. Wie ein mächtiger Wall liegt die bewaldete Nehrung vor uns. Aus dem Grün der Bäume leuchten die roten Dächer der Sommerwohnungen wohlhabender Memeler Bürger hervor. Nach einer kurzen Wanderung durch den schattigen Nehrungswald schauen wir von der Bordüne auf das blaue Meer, auf den weißen Strand und das buntbewegte Bild des Badelebens, das uns für einige Stunden gefangennimmt. Sehr viele Familien besitzen hier ihre eigenen Badehäuschen, wo sie sich den ganzen Tag aufhalten können.

Die Sonne steht schon dicht über dem Wasser, als wir uns auf den Heimweg machen. Vor der Landungsbrücke biegen wir nach links ab und steigen die Anhöhe zum alten Sandkrug hinauf. Für unsere Mühe werden wir durch eine herrliche Aussicht reichlich belohnt. Wie ein mächtiger Strom breitet sich zu unseren Füßen das Tief aus. In seinem stillen Wasser spiegeln sich die Häuser und Türme der Stadt, die sich auf dem jenseitigen Ufer fast 10 Kilometer weit hinzieht. Unser Blick schweift nach links über das weite Meer. Zwei gewaltige Steinmolen schützen die Hafeneinfahrt vor Seegang und Versandung. Eben fährt ein Schiff hinaus, gefolgt vom Lotsendampfer, der den Lotsen nach Erledigung seines Auftrages wieder zurückbringen soll. Nähert sich ein fremdes Schiff dem Hafen, so muß es durch Sezen der Lotsenflagge zu erkennen geben, daß es einen Lotsen wünscht, der das Schiff in den sicheren Hafen führt. Die Wache auf dem weißen Lotsenturm uns gegenüber schießt ihm dann den Lotsendampfer entgegen. Ist ein Sturm im Anzuge, so wird der Signalball am Turm hochgezogen. Bei eintretender Dunkelheit wird die Hafeneinfahrt durch Leuchtböjen, Leuchtfeuer auf den Molenköpfen und Leuchtbaken an Land kenntlich gemacht. Wenn aber dichter Nebel Meer und Land verhüllt, dann bleibt den Schiffen nichts anderes übrig, als vor Anker zu gehen und zu warten, bis sich der Nebel verzieht. Das Heulen des Nebelhorns auf der Nordermole warnt sie davor, sich der Küste zu nähern.

Außerhalb der Stadt, weit vor den eigentlichen Hafenanlagen, liegen die großen silbergrauen Tanks des Petroleumhafens. Der nördlichste Stadtteil Bommelsvitte mit einem Gewirr von engen Gäßchen und kleinen Holzhäusern ist fast ausschließlich von Fischern bewohnt. Durch den stillen Sommerabend schallt das einförmige Tackern der einlaufenden Motorfutter, die im Fischereihafen anlegen. Weiter südwärts ziehen sich die langen Kais des Freihafens, des Winterhafens und der übrigen Hafenanlagen hin. Die Schiffe, die hier ihre Waren in die großen Speicher oder Lastkähne gelöscht

haben, werden von kleinen Schleppdampfern nach dem südlichsten Stadtteil gebracht, wo sie mit Zellstoff, Holz, Vieh oder Gefrierfleisch beladen werden. An den vielen Fabrikschornsteinen erkennen wir, daß sich hier die Memeler Industrie niedergelassen hat, und zwar eine Schiffswerft, die Zellstofffabrik, mehrere Sägewerke und die Exportschlächtereie. Vor dem Kriege war Memel ein wichtiger Getreide-, Flachs- und Holzhafen. Die Getreideausfuhr hat ganz aufgehört, und der Holzhandel ist sehr zurückgegangen.

Langsam senkt sich die Abenddämmerung über die Landschaft. In der Stadt sind schon einige Fenster erhellt. Rote, grüne und weiße Hafenlichter leuchten auf. Plötzlich schießt aus der Kuppel des großen Leuchtturmes an der Nordermole ein Lichtstrahl über uns hinweg auf das Meer hinaus, erlischt, blizt in bestimmten Zeitabständen wieder auf und verkündet den Schiffen auf hoher See, daß sie sich in der Nähe der alten See- und Handelsstadt Memel befinden (Abb. 41).

4. Eisgang.

Ein langer, strenger Winter geht seinem Ende entgegen. Die Gewässer ruhen noch unter einer dicken Eisdecke, und tiefer Schnee bedeckt das weite Land. Plötzlich schlägt das Wetter um. Rauhe Weststürme treiben schwere Regenwolken vor sich her. Unaufhörlich peitscht der Regen die Erde, frißt den Schnee und füllt Bäche, Flüsse und Teiche bis zum Rande. Ungeheure Wassermassen wälzen sich von allen Seiten in den Memelstrom. Sein Wasser fängt an zu steigen und hebt das Eis, bis es an den Ufern frei wird. Von der starken Strömung getrieben, setzt sich das gewaltige Eisfeld langsam in Bewegung, rückt einige Meter vor und bleibt wieder stehen. Das wiederholt sich im Laufe von Stunden mehrere Male. In der Eisdecke aber haben sich breite Risse gebildet.

Da geht wieder ein Ruck durch die Eismassen. Schneller und schneller wird die Fahrt; stärker, immer stärker wird das Krachen der berstenden Eisschollen und geht schließlich in ein gewaltiges Brausen über. Ein wildes Spiel der Natur! Die Eisschollen drehen sich, drängen, pressen und schieben sich übereinander, recken sich hoch und werden wieder hinabgezogen. Zwischen ihnen treiben Äste, ganze Bäume, Gartenzäune, zerdrückte Rähne u. a. m. An den Ufern türmen sich große Eisberge auf und stürzen wieder zusammen.

Plötzlich fängt der Strom sehr schnell an zu steigen. Die Eismassen haben die Mündung verstopft, so daß das Wasser nicht schnell genug abfließen kann. In kurzer Zeit verwandelt sich die memelländische Niederung in einen großen See, auf dem die Eisschollen dahintreiben. Vorsorglich

haben die Bauern ihre Gehöfte auf natürlichen oder künstlichen Erhebungen erbaut. Aber wehe, wenn das Wasser noch weiter steigt und anfängt, in die Häuser und Ställe der niedriger gelegenen Gehöfte einzudringen. Das Vieh wird auf erhöhte Koste gestellt, und die Menschen suchen auf dem Boden Zuflucht. Wenn auch das nichts nützt, dann wird aus Rähnen, Balken und Brettern ein Floß gebaut. Nur mit Mühe können die Tiere, die im kalten Wasser stehen und schon halb erstarrt sind, damit in Sicherheit gebracht werden. Der Verkehr von Gehöft zu Gehöft vollzieht sich auf Rähnen; denn die Wege stehen tief unter Wasser, und es schauen nur die Köpfe der Weiden heraus. Oft kommt es vor, daß der Frost wieder einsetzt und das Wasser mit einer dünnen Eisdecke überzieht. Dann ist Schack tarp. Mehrere Wochen hindurch sind die Menschen von der Außenwelt vollständig abgeschnitten. Für diesen Fall haben sie schon vorgesorgt und alles beschafft, was sie zum Leben brauchen. Schlimm ist es, wenn jemand erkrankt. Ärztliche Hilfe kann nicht herbeigeholt werden.

Langsam geht das Hochwasser zurück. Das Eis bleibt auf den Feldern und Wiesen liegen und schmilzt langsam unter den Strahlen der warmen Frühlingssonne. Auf den Wiesen aber hat das Wasser einen fruchtbaren Schluf zurückgelassen, der dem Niederungsbauer eine reiche Heuernte beschert.

5. Memel, die älteste deutsche Stadt auf ostpreußischem Boden.

Vor mehr als 700 Jahren stand Livland unter dem Einfluß der deutschen Kultur. Deutsche Menschen lebten und arbeiteten hier. Deutsch waren die Städte, die hier entstanden. Der Bischof von Riga gründete im Jahre 1202 den Schwertbrüderorden. Dieser hatte die Aufgabe, das Land zu schützen und die heidnischen Liven, Kuren, Letten und Schamaiten zum Christentum zu bekehren. In diesem Kampfe war er ohne Bundesgenossen. Als der Deutsche Ritterorden nach Preußen kam, wollten sich die Schwertbrüder mit ihm vereinigen. Zuerst sträubte er sich dagegen, da er genug mit sich selbst zu tun hatte. Später aber sah er ein, daß doch beide Orden das gleiche Ziel verfolgten und sich als Deutsche gegenseitig unterstützen mußten. So wurde der Schwertbrüderorden ein Glied des Deutschen Ritterordens, obwohl ihre Länder weit voneinander entfernt lagen. Nur über das Meer war eine Verbindung möglich. Sie waren daher von nun an bestrebt, auch auf dem Lande die Verbindung zwischen beiden Ländern herzustellen.

Im Juli des Jahres 1252 zog ein Ritterheer von Riga durch das bereits eroberte Kurland nach Süden. Schon oft hatten die Ritter solche Fahrten

unternommen. Diesmal aber war ihr Auftrag besonders wichtig. Sie sollten nämlich in die Wildnis des Preußenlandes eindringen und an der Mündung der Memel eine Burg errichten.

Dort, wo die Dange in das Tief mündet, lag ein kleines Fischerdorf. Es war von Kuren bewohnt, nach denen das Haff und die Nehrung benannt sind. Hier machten die Ritter halt. Einen besseren Platz für eine Burg konnte es kaum geben. In den nahegelegenen Wäldern wurden Bäume gefällt und aus den dicken Baumstämmen die Gebäude errichtet. Die ganze Anlage umgab ein hoher Erdwall, der durch einen Plankenzaun verstärkt war. Die Burg erhielt den Namen Mümmel, weil die Ritter der Meinung waren, das Tief sei die Mündung der Memel, die damals noch Mümmel hieß. Die Besatzung bestand aus dem Komtur, 12 Rittern und den dazugehörigen dienenden Brüdern. Nach und nach wurden die Blockhäuser durch Ziegelgebäude ersetzt. Schon im nächsten Jahre kamen deutsche Kaufleute nach Memel und ließen sich in der Nähe der Burg nieder. Ihnen folgten bald Handwerker und Bauern.

Memel hatte eine sehr günstige Lage. Von hier aus war es leicht möglich, den Deutschen Ritterorden bei der Eroberung des Samlandes zu unterstützen. Auch in den späteren Kämpfen um Schamaiten war die Burg ein wichtiger Stützpunkt. Natürlich hatten auch die Feinde des Ordens ihren Wert bald erkannt. Die Schamaiten und Litauer versuchten immer wieder, sie in ihre Hand zu bekommen. Oft wurde die Stadt von ihnen zerstört; aber die Burg konnten sie nicht erobern. Damals entstand der Spruch:

„Die Memele war zu verne gelegen,
Got, der mußte ir selbe plegen.“

6. Wie die preußische Wildnis besiedelt wurde.

Als der Deutsche Ritterorden nach Preußen kam, war der Osten des Landes nur schwach besiedelt. Ein großes Urwaldgebiet trennte die alten Preußen von ihren Nachbarn, den Litauern und Schamaiten im Osten und den Kuren im Norden. Die Reste dieser Wildnis sind die Rominter Heide, die Trappenforst, die Zuraforst und die anderen großen Wälder des Memelgebiets. Durch die Kämpfe zwischen dem Orden und den alten Preußen wurde das Land noch mehr entvölkert. Schließlich waren nur noch Jäger, Fischer, Holzfäller und Imker, Beutner genannt, fast die einzigen Bewohner der Wälder. Als der Orden das Land erobert hatte, ließ er die

Wildnis bestehen und baute dort nur einige Burgen, wie Memel, Windenburg, Ruß, Tilsit, Ragnit und Georgenburg. Sie sollten das Land vor den Einfällen der Litauer und Schamaiten schützen und den Rittern als Stützpunkte bei ihren Kriegsfahrten nach Schamaiten dienen.

Nach langen, schweren Kämpfen wurde der Orden von den verbündeten Litauern und Polen besiegt. Die Sieger legten ihm harte Friedensbedingungen auf. Er mußte Schamaiten und einen Teil von Kurland an Litauen abtreten und verlor den größten Teil von Westpreußen und das Ermland an Polen. Außerdem sollte auf Verlangen der Litauer die Wildnis geteilt werden. Einige Ritter zogen mit den litauischen Bevollmächtigten durch die riesigen Wälder und legten die Grenze so fest, wie sie dann 500 Jahre hindurch bis zum Jahre 1920 verlief. Wäre der Orden damals noch im Besitz von anderen litauischen Gebieten gewesen, so hätten die Litauer bestimmt deren Abtretung verlangt.

Es ist also eine Unwahrheit, wenn sie heute behaupten, das Memelgebiet sei altes litauisches Land.

Mit den abgetretenen Gebieten verlor der Orden viele Untertanen, die er vor allen Dingen zur Verteidigung seines Landes dringend brauchte. Deshalb ging er bald daran, die menschenleere Wildnis zu besiedeln. Seine Nachfolger setzten das Werk tatkräftig fort. Natürlich hätten sie gern nur deutsche Bauern dort angesiedelt. Da aber Ostpreußen vom Reiche getrennt war, hörte deren Zustrom fast ganz auf. Darum sahen es die Landesherren nicht ungern, wenn auch Kuren und Litauer in die Wildnis kamen und um Siedlungsland baten. In der ersten Zeit waren es Christen, die unter ihren heidnischen Volksgenossen sehr zu leiden hatten und daher zu ihren Glaubensgenossen nach Preußen flohen. Später kamen ganze Bauernfamilien über die Grenze, weil sie von den Gutsbesitzern hart bedrückt wurden. In Preußen ging es ihnen gut. Sie erkannten bald, daß ihre deutschen Nachbarn bessere Bauern waren. Von ihnen lernten sie, wie man das Land urbar macht, wie man es am besten bestellt, welche Ackergeräte man verwendet, wie die Haustiere gepflegt werden, wie man die Häuser bequem und schön bauen kann und vieles andere mehr. Schließlich war kaum ein Unterschied zwischen den deutschen Bauernwirtschaften und denen der Einwanderer zu erkennen. Dazu kam noch, daß sich die deutschen, kurischen und litauischen Bewohner durch Heiraten vermischten. So sind aus den Gästen allmählich gute deutsche Volksgenossen geworden, die sich von keinem in ihrer Treue zum deutschen Vaterlande übertreffen lassen. Aus der Wildnis aber war fruchtbares Ackerland mit blühenden Dörfern und Städten entstanden.



Abb. 38 Der Heldenfriedhof von Mattischkehmen



Abb. 39 Gaffdorf am Nemunienstrom



Abb. 40 Tilsit.
Königin-Luise-Brücke



Abb. 41 Memel. Blick auf Rathaus, Börse und Turm der Johannikirche

Es ist ganz natürlich, daß die kurischen und litauischen Siedler den Dörfern, Hügeln, Wäldern, Flüssen und Seen kurische und litauische Namen gaben. So kommt es, daß man heute im Memelgebiet viele litauische Orts- und Flurnamen findet. Wer es nicht weiß, wie diese entstanden sind, könnte leicht annehmen, daß das Land litauisch ist, wie es ja auch die Litauer behaupten, um ihren Raub zu rechtfertigen.

7. Ein Opfer von Versailles.

Gegen eine große Übermacht von Feinden hatten unsere tapferen Soldaten im Weltkriege das Vaterland verteidigt. Kein Fußbreit deutschen Bodens war verlorengegangen. Dann aber kam das bittere Ende. Das deutsche Volk war schwach geworden und ließ es zu, daß Juden und Marxisten die Macht an sich rissen und uns zwangen, die Waffen aus der Hand zu legen. In langen, feldgrauen Kolonnen kehrten die siegreichen Regimenter in die Heimat zurück, wo sie aufgelöst wurden. Es war niemand mehr da, der die deutschen Grenzen schützte. In dieser unsicheren Zeit bewiesen die Grenzbewohner wieder einmal ihren alten kämpferischen Geist. Wie in den anderen Grenzgebieten, so wurden auch im Memellande Grenzwehren gebildet. Die heimgekehrten Frontkämpfer, aber auch ältere Männer und Jünglinge griffen zu den Waffen und waren bereit, die heimatliche Scholle gegen jeden Feind zu verteidigen.

In Paris aber hatten sich die Vertreter von 14 Feindstaaten versammelt, um über die Friedensbedingungen zu beraten. Nun war die Stunde gekommen, wo sie sich an dem wehrlosen Deutschland rächen konnten. Sie waren sich darin einig, Deutschland zu vernichten und für ewige Zeiten zu ihrem Sklaven zu machen. Darum kam es ihnen sehr gelegen, wenn auch andere Staaten, die nicht gegen uns gekämpft hatten, etwas von der Beute für sich haben wollten. Wenn die schwache deutsche Regierung gegen diese Vergewaltigung Einspruch erhob, so wurde sie kalt abgewiesen. Sie hatte zu warten, bis man ihr die Friedensbedingungen diktierte.

Noch ahnten die Memelländer nicht, welch hartes Schicksal ihnen beschieden war. Da tauchte in Paris eine litauische Abordnung auf und verlangte die Abtretung eines großen Teiles von Ostpreußen. Mit gefälschten Karten suchte sie zu beweisen, daß dieses Gebiet altes litauisches Land sei.

Niemand in Deutschland wollte diese Nachricht glauben. Und wenn das auch wahr sein sollte, so würden doch die Feindmächte nicht altes deutsches Land, das niemals zu Litauen gehört hatte, einfach einem fremden Volke ausliefern, einem Volke, das heute noch so lebt wie unsere Vorfahren

vor 100 Jahren. Man war der Meinung, die Litauer müßten uns dankbar sein, daß wir sie von der russischen Herrschaft befreit hatten. Aber der Haß unserer Feinde kannte keine Grenzen. Sie verlangten von der deutschen Regierung die Abtretung des Memelgebiets. Die Memelländer waren empört über diese Ungerechtigkeit. Sie veranstalteten große Kundgebungen und erklärten: „Wir wollen bei Deutschland, unserm teuren Vaterlande, dem wir alles verdanken, verbleiben und erheben entschiedensten Einspruch gegen einen Anschluß an Litauen.“ Es wurden Listen ausgelegt, in die sich diejenigen eintragen sollten, die deutsch bleiben wollten. Fast alle Memelländer trugen sich ein. Nur einige Unzufriedene und Verräter waren für einen Anschluß an Litauen. Vertreter des memelländischen Volkes reisten nach Paris, um die Feinde umzustimmen. Es half aber alles nichts. Am 28. Juni 1919 mußte Deutschland im Schlosse zu Versailles das Schanddiktat unterschreiben. Noch wußte man nicht, wer das Memelgebiet bekommen sollte; denn auch die Polen hätten es gern gehabt. Nur deutsch durfte es nicht bleiben. Bis zur endgültigen Entscheidung wollten es die Franzosen verwalten.

8. Verraten und geraubt.

Als am 13. Februar 1920 die letzten deutschen Truppen das Memelgebiet verließen, hatte sich eine große Menschenmenge auf dem Memeler Bahnhof versammelt. Die Soldaten wurden mit Liebesgaben überschüttet und gebeten, doch recht bald wiederzukommen. Mit Tränen in den Augen schauten die Zurückgebliebenen dem Zuge nach und gingen dann still und bedrückt nach Hause. So mancher von ihnen ballte die Faust und sagte: „Jetzt wollen wir erst recht zeigen, daß wir Deutsche sind!“

Zwei Tage später übernahmen die Franzosen die Verwaltung und den Schutz des Landes. Die französischen Soldaten wunderten sich darüber, daß das Memelgebiet deutsch und nicht litauisch war, wie man es ihnen in Frankreich erzählt hatte. Es blieb vorläufig alles beim alten; denn die deutschen Beamten versahen ihren Dienst weiter, und die Franzosen waren froh, wenn man sie in Ruhe ließ.

Da kam der 10. Januar 1923 heran. Die litauische Regierung hatte 3000 Soldaten in Zivilkleider gesteckt und sie über die memelländische Grenze geschickt. Sie besetzten die größeren Orte und erklärten, das Memelgebiet sei von nun an litauisch. Doch die Memelländer wollten davon nichts wissen. Sie waren bereit, die Litauer aus dem Lande zu jagen und baten den französischen Statthalter um Lieferung von Waffen. Dieser lehnte

jedoch die Bitte ab und forderte die Bevölkerung auf, ruhig zu bleiben. Er würde mit seinen Soldaten die Eindringlinge wieder vertreiben. Es sah auch so aus, als ob die französischen Soldaten die Stadt Memel verteidigen wollten. Man hörte Schüsse fallen und Handgranaten krachen. Eine Anzahl von Memelländern wurde verletzt und ein französischer Soldat getötet. Bald aber zogen sich die Franzosen zurück, hielten eine weiße Fahne und ergaben sich. Bei Nacht und Nebel sind sie dann aus Memel verschwunden. Die wehrlosen Memelländer setzten nun ihre ganze Hoffnung auf Deutschland. In Tilsit versammelten sich viele alte Frontsoldaten, um den memelländischen Volksgenossen zu Hilfe zu kommen. Aber die feige deutsche Regierung ließ das nicht zu.

Die Feindmächte verlangten von den Litauern die Räumung des geraubten Landes. Scheinheilig erklärte die litauische Regierung, die memelländische Bevölkerung habe sich gegen die Franzosen empört, weil sie gerne zu Litauen möchte. Doch die Westmächte glaubten diesen Schwindel nicht und schickten eine Abordnung nach Memel. Ein Franzose, ein Engländer und ein Italiener bereisten das Memelgebiet, schauten sich das Land an und sprachen mit den Bewohnern. Sie fuhren auch nach Litauen, um festzustellen, wie es dort ausah. In dem Bericht, den sie ihren Regierungen vorlegten, hieß es: „Obwohl die litauische Regierung es abstreitet, so haben wir doch festgestellt, daß die Empörer keine Memelländer, sondern litauische Soldaten sind. Die litauische Regierung hat sie auch mit Waffen, Munition und Lebensmitteln versorgt. Memel hat niemals zu Litauen gehört. In der Stadt wohnen fast nur Deutsche. Anders kann es ja auch nicht sein, da die deutsche Grenze seit 500 Jahren unverändert geblieben ist. Die Ostgrenze des Memelgebiets stellt eine wirkliche Scheidewand dar. Eine große Zahl gut erhaltener Wege verbindet die Dörfer untereinander. Die Memelländer besitzen eine gute Schulbildung. Ihre Häuser sind hübsch und bequem, und die Felder werden gut bearbeitet. In Litauen dagegen sind die Bewohner verarmt. Sie können meistens weder lesen noch schreiben und verstehen auch nicht, den Boden ordentlich zu bebauen. Die Häuser sind klein und unsauber. Wege sind wenig oder überhaupt nicht vorhanden. Außerdem sind die Litauer Katholiken, die Memelländer dagegen evangelisch. Es wäre besser, wenn das Memelgebiet ein Freistaat bleiben würde.“

9. Das Memelabkommen.

Obwohl unsere Feinde zugeben mußten, daß das Memelgebiet deutsch ist, durften die Litauer das geraubte Land doch behalten. Sie mußten sich

aber in einem Vertrag, dem Memelabkommen, verpflichten, die alten Rechte und die Kultur der Memelländer zu erhalten.

Die Memelländer haben das Recht, ihr Land selbst zu verwalten. Sie können einen Landtag wählen, der die Gesetze beschließt. Der Landespräsident wird von den Litauern ernannt. Er muß aber das Vertrauen der Memelländer besitzen. Zu seiner Unterstützung darf er sich mehrere Mitarbeiter aussuchen. Von diesem Direktorium wird das Memelgebiet regiert. Ihm unterstehen die Landratsämter, die Polizei, die Gerichte, die Schulen, die Kirchen, die Forsten und die Kleinbahnen. Das Zollwesen, die Post und die Großbahnen werden von den Litauern verwaltet. Wenn der Landtag mit dem Direktorium nicht zufrieden ist, so muß es zurücktreten. Jeder Memelländer hat das Recht, deutsch oder litauisch zu sprechen und zu schreiben; beide Sprachen sind vollkommen gleichberechtigt.

Die Memelländer wären ganz zufrieden, wenn die Litauer ihre Rechte achten würden. Das tun sie aber nicht. Sie wollen das Memelgebiet litauisch machen und rauben den Memelländern ein Recht nach dem anderen. Ihre erste „Heldentat“ war, die deutschen Denkmäler zu stürzen. Als die Memelländer eine Kundgebung dagegen veranstalteten, wurden sie von litauischen Soldaten mit Gewehrschüssen auseinandergetrieben. Dabei gab es mehrere Tote und viele Verletzte.

10. Unter der Fremdherrschaft.

Der Gemeindevorsteher trifft seinen Freund, den Lehrer, auf der Dorfstraße. „Wissen Sie schon das Neueste? Die Litauer haben nun auch unsern alten deutschen Postvorsteher entlassen und einen Litauer angestellt. Jetzt gibt es bei der Post wie bei der Eisenbahn und bei der Zollverwaltung fast keine memelländischen Beamten mehr. Genau so ist es mit den Arbeitern. In großen Scharen kommen sie über die Grenze und verdrängen unsere Volksgenossen aus Lohn und Brot.“ „Seitdem die Litauer eingesehen haben, daß die Memelländer von ihnen nichts wissen wollen, versuchen sie auf diese Art das Memelgebiet litauisch zu machen“, bemerkt der Lehrer mit verhaltenem Zorn. „Ja, Herr Lehrer, sie versuchen es mit allen Mitteln. Bei den Wahlen werden wir behindert und die litauischen Wähler bevorzugt. Das nützt aber alles nichts; wir siegen doch, und sie müssen es zulassen, daß ein deutsches Direktorium gebildet wird. Aber sie ruhen nicht eher, bis sie es gewaltsam beseitigt haben und ein litauisches einsetzen können. Bis zur nächsten Wahl können sie dann mit uns machen, was sie wollen. Wenn wir uns auch beim Völkerbund darüber beschwerten, so er-

reichen wir doch nichts. Seitdem der Kriegszustand besteht, sind wir vollkommen rechtlos. Der Kriegskommandant verhängt hohe Geld- und Gefängnisstrafen, ohne daß wir uns rechtfertigen können. Den litauischen Spitzeln und Polizisten wird alles, uns aber nichts geglaubt. Wieviel Memelländer schmachten unschuldig in verwanzten und verlausten litauischen Gefängnissen? Man muß sich heute beinahe schämen, daß man noch nicht im Gefängnis gegessen hat.“

Der neue Postvorsteher sorgte sofort dafür, daß im Dorfe eine litauische Privatschule eingerichtet wurde. Selbstverständlich mußten die litauischen Beamten von nun ab ihre Kinder dorthin schicken. Dann fing er an, bei den memelländischen Eltern für seine Schule zu werben. Er versprach den Kindern freie Bücher, warmes Frühstück und neue Kleider. Natürlich war es ihm darum zu tun, den Gemeindevorsteher auf seine Seite zu bekommen. Eines Tages suchte er ihn auf und redete ihm zu, seine Kinder in die litauische Schule zu schicken. Sie könnten später kostenlos das litauische Gymnasium besuchen und sogar studieren. Doch der Gemeindevorsteher gab ihm kurz zur Antwort: „Ein memelländischer Bauer ist mir lieber als ein litauischer Professor.“ Als der Postvorsteher auch bei den anderen Eltern keinen Erfolg mit seiner Werbung hatte, da beschloß er, die deutsche Schule zu beseitigen. Er schrieb dem litauisch eingestellten Direktorium, daß die meisten Einwohner des Dorfes Litauer wären und nach einer litauischen Dorfschule verlangten. Das Direktorium ging darauf ein und ordnete die Umwandlung an. Doch es hatte sich verrechnet. Die Eltern schickten einfach ihre Kinder nicht mehr zur Schule, so daß das Direktorium schließlich nachgeben mußte.

Weil die Bauern nur deutsche Zeitungen bestellten, erhielten die Postboten den Auftrag, sie vor den Leuten schlecht zu machen und die litauischen Zeitungen anzupreisen. Die regelmäßige Antwort jedoch war: „Eure Sprache verstehen wir nicht. Wenn wir auch manchmal unsere memelländisch-litauische Sprache sprechen, so können wir doch nur deutsch lesen und schreiben.“ Da ließen die Litauer eine Zeitung in deutscher Sprache drucken und umsonst verteilen. Als der Postbote dem Gemeindevorsteher eine solche übergeben wollte, meinte dieser: „Nehmen Sie das Ding nur wieder mit. Wir sind mit unsern Zeitungen ganz zufrieden. Aber wenn Ihr durchaus deutsch drucken wollt, so druckt uns doch ein deutsches Fernsprechverzeichnis, deutsche Postkarten, Postanweisungen und Pakettarten oder gar deutsche Fahrpläne für die Eisenbahn. Das zu verlangen, ist unser gutes Recht. Ebenso könnt Ihr Euch die litauischen Bekanntmachungen sparen; die liest

ja doch kein Mensch.“ Für diese Äußerung mußte der Gemeindevorsteher 100 Lit Geldstrafe zahlen. Der Kampf gegen die deutschen Zeitungen aber ging weiter. Sie wurden unregelmäßig oder gar nicht zugestellt, um die Bezieher zu verärgern.

So war es nicht nur hier, sondern im ganzen Memelgebiet. Wenn sich die deutschen Zeitungen über solche Zustände beschwerten, so erhielten sie Geldstrafen, wurden beschlagnahmt oder verboten.

Schon seit einiger Zeit merkten die Bewohner des Dorfes, daß die Litauer etwas im Schilde führten. Der Sport- und der Gesangverein, die der Lehrer leitete, wurden vom Kriegskommandanten verboten. Eines Tages erschienen mehrere litauische Polizisten in der Schule und nahmen eine Haussuchung vor. Sie untersuchten jedes Buch, jedes Heft und jede Zeichnung. Sie durchwühlten den Schreibtisch des Lehrers und prüften jedes noch so unbedeutende Schriftstück. Immer größer wurde der Stapel der beschlagnahmten Gegenstände. Der Lehrer ahnte nicht, wieviel „staatsgefährliche“ Dinge sich in seinem Hause befanden, so z. B. das Religionsbuch für Ostpreußen, mehrere Liederbücher, Kriegsbücher aus der Schülerbücherei, das Realienbuch, eine Karte von Ostpreußen aus der Vorkriegszeit, die Zeichnung eines Schülers, auf der ein Schiff mit der Hakenkreuzfahne zu sehen war, und viele andere Gegenstände ähnlicher Art. Nach Beendigung der Haussuchung wurde dem Lehrer eröffnet, daß er verhaftet sei. Er mußte sich von seiner Familie kurz verabschieden und wurde mit dem Auto in ein litauisches Gefängnis gebracht, um vor das Kriegsgericht gestellt zu werden, „weil er das litauische Volkstum geschwächt hatte“. In den Augen der Litauer ist es ein Verbrechen, wenn die Memelländer zeigen, daß sie Deutsche sind.

Der Führer duldet es nicht mehr, daß unsere Brüder jenseits der Grenze unterdrückt und verfolgt werden. Das hat er der Welt eindringlich vor Augen geführt, als er im Jahre 1938 die geknechteten Sudetendeutschen befreite. Seit dieser Zeit ist auch im Memellande vieles anders geworden. Die litauische Regierung mußte ihre Gewaltpolitik einstellen und den Memelländern die geraubten Rechte wiedergeben. Unter der zielbewußten Führung bewährter Nationalsozialisten arbeiten diese nun an der Erneuerung und Ausgestaltung ihres völkischen Lebens. Hoffnungsvoll können sie nun in die Zukunft schauen; denn sie wissen, hinter ihnen steht das Großdeutsche Reich.



Nie wypożycza się do domu

BIBLIOTEKA
UNIwersytecka
Gdańsk

410395